LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

834G88
KS79

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

DEC 4 1975
NOV 13 1975
APR 22 1977
APR 22 1977
JUL 6 1983
APR 18 1992
APR 18 1992

L161—O-1096

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/funfundfunfzigve00grim

H 326

Aus alten Bücherschränken

Aus alten Bücherschränken

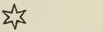
Eine Sammlung vergessenen und gefährdeten deutschen Volksgutes

Herausgegeben von
Dr. Wilhelm Stapel

Hanseatische Verlagsanstalt / Hamburg

Grimm, J. L. K. and Grimm, W. K.
177

Fünfundfünfzig vergessene Grimmsche Märchen



Herausgegeben von
Dr. Wilhelm Stapel

1922

Hanseatische Verlagsanstalt / Hamburg

Gedruckt in der
Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft
Hamburg 36

834G88
KS79

Inhalt

	Seite
Vorwort	9
Der Brunnenfrosch. (Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.) Aus Hessen.	13
Der Fürchtemich. (Fürchten lernen.) Aus Zwehrn.	16
Hans Fürchtemienig. (Fürchten lernen.) Aus dem Paderbornschen	21
Roland und Joseph. (Der getreue Johannes.) Aus dem Paderbornschen.	25
Aschenputtels späteres Schicksal. (Aschenputtel.) Aus dem Mecklenburgischen.	29
Der Narr. (Der gescheite Hans.) Nach Freis Gartengesellschaft. 1557.	31
Kleine Leute. (Des Schneiders Daumerling Wanderschaft.)	36
Das Mordschloß. (Fitchers Vogel.) Holländisch, nach mündlicher Ueberlieferung	37
Die Raben. (Die sechs Schwäne.) Aus Deutschböhmen.	39
Die Wunschwürfel und der Landsknechtesel. (Der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein.) Nach Hans Sachs.	47
Die drei Glücksschneider. (Der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein.) Aus Dänemark.	48
Die weiße Taube. (Der goldene Vogel.) Mündlich.	53
Das Glück der Dummen. (Der Frieder und das Katherlieschen.) Aus den Diemelgegenden.	54
Bauer Hick. (Das Bürle.) Nach Stahls Mitternachtsblatt 1829, 35.	56

508385

Seite

Der mitleidige Soldat. (Die Bienenkönigin.) Mündlich aus Hessen. 57

Wolf Prahlhans. (Der Wolf und der Mensch.) Aus Bayern. 59

Der liebe Gott und der gute Geselle aus Schwaben. (Bruder Lustig.) Aus dem Wegkürzer (von 1551?). 60

Hans Lustig. (De Spielhansel.) Aus dem Münsterischen. 61

Der Soldat und der Teufel. (De Spielhansel.) Aus der Schwälmer Gegend 65

Der lose Schmied. (De Spielhansl.) Aus Tachau in Deutschböhmen. 67

Der Schmied und der Teufel. (De Spielhansl.) Aus Hessen. 71

Die drei Wünsche des Schmiedes. (De Spielhansl.) Aus dem Hannöverschen. 73

Die vier Wünsche des Grobschmieds. (De Spielhansl.) Aus Süddeutschland, nach Attanasy von Dilling, Sittlich und Seelen nutzlich Reiß nach Bethlehem. Sulzbach 1700. 75

Der Schmied von Jüterbock. (De Spielhansl.) 76

Die dreitörichten Wünsche. (Der Arme und der Reiche.) Nach einem alten Gedicht. . . . 78

Die Wünsche der armen und der reichen Frau. (Der Arme und der Reiche.) Aus Kirchhofs Wendunnut. 1581 80

Ein chinesisches Märchen. (Der Arme und der Reiche.) 83

Die Habgierige. (Der Arme und der Reiche.) Mündlich aus Hessen. 84

Seite

Das Tier, das ein Königsohn war. (Das singende springende Löweneckerchen.) Aus der Schwalmgegend. 86
Der Rabe, der ein Königsohn war. (Das singende springende Löweneckerchen.) Aus dem Hannöverschen. 88
Kürdchen Bingeling. (Der junge Riese.) Aus Hessen 91
Der König der Erdmännlein. (Das Erdmänneken.) Aus der Gegend von Köln. . . . 92
Der tapfere Jüngling. (Der goldene Berg.) Aus Zwehrn. 96
Paracelsus und der Teufel. (Der Geist im Glas.) Nach einer Appenzeller Volkssage auf Paracelsus übertragen. 98
Der undankbare Ritter. (Märchen von der Unke.) Nach den Gesta Romanorum. 100
Die Schlange. (Märchen von der Unke.) . . . 101
Der Schlangenkönig. (Märchen von der Unke.) 102
Der Müller und die Schildkröte. (Der Müller mit dem Kätzchen.) Aus dem Paderbörnischen. 103
Der Lügner. (Der himmlische Dreschflegel.) Aus dem Münsterischen. 106
Der verzauberte Ungetreue. (Der Krauteſel.) Nach einer Volkssage aus Prätorius' Weltbeschreibung. 107
Die lange Nase. (Der Krauteſel.) Aus Zwehrn. 109
Das treue Mädchen. (Der Eisenofen.) Aus Kassel. 114
Die Königstochter und der Fuchs. (Der Eisenofen.) Aus den Maingegenden. 117

Seite

Der Tanzzauber. (Die zertanzten Schuhe.) Aus Hessen. 119

Das Mädchen von Soest. (Dat Mäken von Brakel.) Aus Westfalen. 121

Wie heißt das Hausgesinde? (Das Hausgesinde.) Das erste Stück aus Musäus, das zweite nach den Kinderliedern von Pocci und K. v. Raumer, das dritte aus Pröhles Märchen, das vierte mündlich aus dem Paderbörnischen, das fünfte nach Schützes holstein. Idiotikon, das sechste aus dem Wunderhorn. 121

Der dumme Junge. (Up reisen gohn.) Aus dem Paderbörnischen. 124

Die Faulen. (Die drei Faulen.) Das erste Stück aus „Bürgerlust", das zweite aus mündlicher Ueberlieferung, das dritte nach Abraham a Santa Clara 125

Die Fleißige. (Die Brautschau.) Nach Schützes holstein. Idiotikon. 127

Dat graute Dinges. (Schlauraffenland.) Aus dem Paderbörnischen. 127

Der Fuhrmann, der alles besser weiß. (Meister Pfriem.) Aus der Vorrede zu einem lateinischen Lustspiel des Martin Heineccius, 1582. Danach hat Luther es gekannt und Wohlgefallen daran gehabt. 130

Der betrogene Fuchs. (Der Hase und der Igel.) Das erste Stück nach einem alten Gedicht, das zweite ein wendisches Märchen nach Leop. Haupt. 133

Das kurze Märchen. (Der goldene Schlüssel.) Aus dem Bernburgischen. 134

Von der Mutter Gottes und vom Herrgott. (Kinderlegenden.) 134

Die Laus. (Aus den Bruchstücken.) 135

Vorwort

Die Brüder Grimm hatten ihren beiden Bänden Märchen einen umfänglichen dritten Band mit wissenschaftlichen Anmerkungen und Ausführungen hinzugefügt. (Erste Auflage 1822.) Darin sind unter anderm eine Anzahl Varianten, Bruchstücke und selbständige Stücke mit verwandten Motiven mitgeteilt. Manche davon sind in sich geschlossene Märchen von eigenem Wert.

Diese haben wir ausgewählt und in unserm Büchlein hier zusammengestellt. Die Gründe, die uns dazu veranlaßten, sind folgende:

Erstens: Diese Märchen haben nicht nur märchengeschichtliche Bedeutung, sondern auch eigentümliche künstlerische Werte.

Zweitens: Die bekannten Grimmschen Märchen sind zum großen Teil, anfangs gegen den Willen Jakobs, mit der Zeit immer stärker von Wilhelm Grimm bearbeitet worden. Die Stücke in den Anmerkungen aber tragen meist völlig das Gepräge Jakob Grimms, sie haben seinen streng sachlichen, festen, klaren und doch so lebendigen Stil.

Drittens: Bei einzelnen mündlich überlieferten Stücken wird die Niederschrift der mündlichen Erzählung näher stehn als bei den bearbeiteten Märchen. Schon durch die Präsensform der Erzählung. Das Volk erzählt sich die Geschichten im Präsens, nicht im Imperfekt. (Vgl. Wissers plattdeutsche Märchen.)

Viertens: Diese kurzgefaßten Stücke sind gute Grundlagen für mündliche Erzählungen. Sie regen zur gestaltenden Wiedergabe an.

Wir haben uns bei der Auswahl auf die deutschen Märchen beschränkt, außer in zwei Fällen: Nr. 11 und 27. Bei diesen beiden ist der Stil trotz des fremden Inhalts durchaus der Jakob Grimms.

Wir haben uns bei der Auswahl auf solche Stücke beschränkt, die aus sich selbst verständlich sind. Nur in zwei Fällen erfolgten Zusätze. Bei Nr. 9 habe ich mit ein paar einleitenden Worten den Zusammenhang des Märchens hinzugefügt; denn dieses hübsche Bruchstück mochte ich nicht weglassen. Bei Nr. 17 habe ich einen Satz aus einem vorangegangenen Bruchstück eingefügt, den Grimm in dem Zusammenhang um der Kürze willen weggelassen hat.

Im Inhaltsverzeichnis ist jedesmal in Klammern das Grimmsche Märchen angegeben, in dessen Anmerkungen sich das von uns gedruckte Stück findet. Die Herkunft ist, soweit sie von den Grimms angegeben wurde, hinzugefügt. Die Titel haben wir selbst bestimmt.

Wer sich recht in die Grimmschen Märchen versenken will, dem empfehle ich: Franz Heyden, Volksmärchen und Volksmärchenerzähler. Zur literarischen Gestaltung des deutschen Volksmärchens. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.)

Der Brunnenfrosch.

Ein König, der drei Töchter hatte, war krank und verlangte Wasser aus dem Brunnen, der in seinem Hofe stand. Die älteste ging hinab und schöpfte ein Glas voll, wie sie es aber gegen die Sonne hielt, sah sie, daß es trüb war. Das kam ihr seltsam vor, und sie wollte es wieder in den Brunnen schütten, da regte sich ein Frosch darin, streckte den Kopf hervor und sprang endlich auf den Brunnenrand. Er sprach zu ihr

„wann du willst mein Schätzchen sein,
will ich dir geben hell hell Wässerlein.
Willst du aber nicht mein Schätzchen sein,
so mach ich es puttel puttel trübe."

„Ei wer will der Schatz von einem garstigen Frosch sein!" rief die Königstochter und sprang fort. Droben erzählte sie ihren Schwestern von dem wunderlichen Frosch, der im Brunnen sitze und das Wasser trübe. Da ging die zweite hinunter und schöpfte sich ein Glas, das war auch so trüb, daß man es nicht trinken konnte. Da saß der Frosch wieder auf dem Rand und sprach

„wann du willst mein Schätzchen sein,
will ich dir geben hell hell Wässerlein."

„Das wär mir gelegen," rief die Königstochter und sprang fort. Endlich kam auch die dritte, Wasser zu schöpfen, aber es ging ihr damit nicht besser, und der Frosch rief sie an

„wann du willst mein Schätzchen sein,
will ich dir geben hell hell Wässerlein."

„Ja doch," antwortete sie lachend, „ich will dein Schätzchen wohl sein, schaff mir nur reines Wasser, das man trinken kann." Sie dachte, „was schadet es, du kannst ihm zu Gefallen das wohl sagen, ein dummer Frosch wird doch nimmermehr mein Schatz werden." Der Frosch aber war wieder in den Brunnen gesprungen, und als die Königstochter zum zweitenmal schöpfte, da war das Wasser so klar, daß die Sonne ordentlich vor Freuden darin blinkte. Da brachte sie das Glas hinauf und sprach zu ihren Schwestern „was seid ihr so einfältig gewesen und habt euch vor dem Frosch gefürchtet." Nun dachte die Königstochter nicht weiter daran und legte sich vergnügt zu Bett. Und als sie ein Weilchen lag und noch nicht eingeschlafen war, hörte sie vor der Türe ein Geräusch, und darnach sang es

„mach mir auf! mach mir auf!
Königstochter jüngste!
weißt du nicht wie du gesagt,
als ich in dem Brunnen saß,

du wolltest auch mein Schätzchen sein,
gäb ich dir hell hell Wässerlein."

„Ei! da ist ja mein Schatz, der Frosch," sagte das Königskind, „weil ich's ihm versprochen habe, so will ich ihm aufmachen." Also stand sie auf, öffnete ihm ein wenig die Türe und legte sich nieder. Der Frosch hüpfte ihr nach und hüpfte endlich unten ins Bett zu ihren Füßen und blieb da liegen, und als die Nacht vorüber war und der Morgen graute, sprang er herunter und fort zur Tür hinaus. Am andern Abend, als die Königstochter wieder im Bette lag, krabbelte es abermals vor der Türe und sang das Sprüchlein, sie machte wieder auf, und der Frosch lag noch eine Nacht zu ihren Füßen. Am dritten Abend kam er wieder, da sprach sie „das ist aber das letzte Mal, daß ich dir aufmache, in Zukunft geschieht's nicht mehr." Da sprang der Frosch unter ihr Kopfkissen, und sie schlief ein. Und als sie am Morgen aufwachte und meinte, der Frosch sollte wieder forthüpfen, so stand ein junger schöner Königssohn vor ihr und sagte, er wäre der bezauberte Frosch gewesen und wäre jetzt erlöst, weil sie ihm versprochen habe sein Schatz zu sein. Da gingen sie beide zum König, der gab ihnen seinen Segen: es ward eine prächtige Hochzeit gehalten und die zwei anderen Schwestern

ärgerten sich, daß sie den Frosch nicht zum Schatz genommen hatten.

Der Fürchtemich.

Es ist einmal einer in der Welt gewesen, dessen Vater war ein Schmied, den haben sie auf den Totenhof und allerorten hingebracht, wo es fürchterlich ist, aber er hat sich nicht gefürchtet. Da sprach sein Vater, „komm nur erst in die Welt, du wirst es schon noch erfahren." Da ging er fort, und es trug sich zu, daß er nachts in ein Dorf kam, und weil alle Häuser verschlossen waren, legte er sich unter den Galgen. Und als er einen daran hängen sah, redete er ihn an und sprach „warum hängst du da?" Da antwortete der Gehenkte „ich bin unschuldig, der Schulmeister hat das Glöckchen vom Klingelbeutel gestohlen und mich als den Dieb angegeben. Wenn du mir zu einem ehrlichen Begräbnis hilfst, so will ich dir einen Stab schenken, womit du alle Gespenster schlagen kannst. Das Glöckchen hat der Schulmeister unter einen großen Stein in seinem Keller versteckt." Als er das gehört hatte, machte er sich auf, ging in das Dorf vor des Schulmeisters Haus und klopfte an. Der Schulmeister stand auf, wollte

aber seine Tür nicht öffnen, weil er sich fürchtete, da rief jener „wo du deine Tür nicht aufmachst, so schlag ich sie ein." Nun öffnete sie der Schulmeister, und jener packte ihn gleich im Hemde wie er war, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn vor des Richters Haus. Da rief er laut „macht auf, ich bringe einen Dieb." Als der Richter herauskam, sprach er „hängt den armen Sünder draußen vom Galgen herab, er ist unschuldig, und hängt diesen dafür hin, er hat das Glöckchen vom Klingelbeutel gestohlen, es liegt in seinem Keller unter einem großen Stein." Der Richter schickte hin, und das Glöckchen ward gefunden, so daß der Schulmeister den Diebstahl bekennen mußte. Da sprach der Richter das Urteil, daß der Unschuldige vom Galgen abgenommen und in Ehren begraben werden sollte, der Dieb aber dafür hinaufgehenkt.

Die andere Nacht, als der Unschuldige schon in einem christlichen Grab ruhte, ging der junge Schmied wieder hinaus. Da kam der Geist und schenkte ihm den Stab, den er ihm versprochen hatte. Sprach der Schmied „nun will ich in die Welt gehen und den Fürchtemich suchen."

Es trug sich zu, daß er in eine Stadt kam, wo ein verwünschtes Schloß stand, in das sich nun und nimmermehr jemand wagte. Als der König hörte,

daß ein Mann angekommen wäre, der nichts fürchte, so ließ er ihn rufen und sprach „wenn du mir das Schloß erlösest, will ich dich so reich machen, daß du deines Reichtums kein Ende wissen sollst." „O ja," antwortete er, „recht gern, es muß mir nur einer den Weg zeigen zu dem Schloß." Sprach der König, „ich habe auch keine Schlüssel dazu." „Die brauch ich nicht," antwortete er, „ich will schon hineinkommen." Da ward er hingeführt, und als er vor das vorderste Tor kam, schlug er mit seinem Stabe daran, alsbald sprang es auf, und dahinter lagen die Schlüssel zum ganzen Schloß. Er schloß die erste innere Tür auf, und wie sie sich auftat, kamen ihm die Gespenster entgegen, das eine hatte Hörner auf, das andere spie Feuer, und alle waren kohlschwarz. Da sprach er „was das für Kerle sind! Das mögen die rechten Kohlenbrenner sein, die können mit heim gehen und meinem Vater das Feuer zurecht machen." Und als sie auf ihn eindrangen, nahm er seinen Stab und schlug sie zusammen, jedesmal sechs, packte sie und steckte sie in eine Stube, wo sie sich nicht mehr rühren konnten. Darauf nahm er die Schlüssel wieder in die Hand und schloß die zweite Tür auf. Da stand ein Sarg und ein Toter lag darin und neben ihm auf der Erde ein

großer schwarzer Pudel, der hatte eine glühende Kette um den Hals. Da ging er hinzu, schlug mit seinem Stab auf den Sarg und sprach „was liegst du, alter Kohlenbrenner, darin?" Der Tote richtete sich auf und wollte ihn schrecken, aber er rief ihm zu „gleich heraus mit dir." Und als der Tote nicht gleich folgte, packte er ihn und steckte ihn zu den andern. Dann kam er wieder und faßte die glühende Kette und wickelte sie um sich und rief „fort mit dir!" Aber der schwarze Hund wehrte sich und spie Feuer. Da sprach er „kannst du das, so will ich dich um so mehr mitnehmen, du sollst auch meinem Vater helfen Feuer anmachen." Aber eh' er sich's versah, war der Hund weg, und mag wohl der Teufel gewesen sein. Nun hatte er noch einen kleinen Schlüssel für die letzte Tür. Wie er die aufschloß, kamen ihm zwölf schwarze Gespenster mit Hörnern und Feueratem entgegen, aber er schlug sie mit seinem Stab zusammen, schleppte sie hinaus und warf sie in ein Wasserbehälter, das er mit dem Deckel zuschloß.

„Die hätte ich zur Ruhe gebracht," sprach er vergnügt, „aber es ist mir warm dabei geworden, ich möchte einen Trunk darauf haben." Dann ging er in den Keller und zapfte sich von dem alten Wein, der da lag, und war guter Dinge. Der König

aber sprach „ich möchte doch wissen, wie es ihm ergangen ist," und schickte seinen Beichtvater hin, denn es getraute sich keiner in das verwünschte Schloß. Als der Beichtvater, der krumm und bucklig war, vor das Tor kam und anklopfte, machte der junge Schmied auf, als er ihn aber in seiner Mißgestalt und in seinem schwarzen Rock erblickte, rief er „ist doch noch einer übrig, was willst du, du alter buckliger Teufel?" und sperrte ihn auch ein.

Nun wartete der König noch einen Tag, als aber der Beichtvater gar nicht zurückkam, so schickte er einen Haufen Kriegsvolk, das sollte mit Gewalt in das Schloß eindringen. Der Schmied sprach „es kommen Menschen, da will ich gern aufmachen." Die fragten ihn, warum er des Königs Beichtvater festgehalten hätte. „Ei was," sprach er, „wie konnte ich wissen, daß es der Beichtvater war? was kommt er auch in einem schwarzen Rock daher!" Da fragten ihn die Soldaten, was sie dem König sagen sollten. „Er möchte selbst hierher kommen," antwortete er, „das Schloß wär rein."

Als der König das hörte, kam er voll Freude und fand große Reichtümer an Edelsteinen, Silbergeschmeide und altem Wein; das war alles wieder in seiner Gewalt.

Nun ließ er dem jungen Schmied ein Kleid machen, ganz von Gold. „Nein," sprach er, „das will ich nicht, das ist ein Narrenkleid" und warf es weg, „aber ich gehe nicht eher aus dem Schloß fort, bis mir der König den Fürchtemich gezeigt hat, der muß ihn ja wohl kennen." Da ließ ihm der König einen weißen linnenen Kittel machen, und, um ihm doch etwas Gutes zu tun, viel Goldstücke hineinnähen. Aber der junge Schmied sprach „das ist mir zu schwer!" und warf es fort und tat seinen alten Kittel an, „aber eh' ich heim zu meinem Vater gehe, muß ich erst den Fürchtemich sehen." Da nahm er seinen Stab und ging zu dem König, der führte ihn zu einer Kanone: die besah der junge Schmied und ging um sie herum und fragte, was das für ein Ding wäre. Sprach der König „stell dich einmal ein wenig zur Seite," ließ laden und losschießen. Wie es nun den gewaltigen Knall tat, rief der junge Schmied „das war der Fürchtemich! jetzt habe ich ihn gesehen!" und ging vergnügt nach Haus.

Hans Fürchtemienig.

Hans spricht allezeit zu seinem Vater, er fürchte sich vor nichts auf der Welt. Der Vater will ihm

das abgewöhnen und heißt die beiden Töchter abends sich in das Beinhäuschen verstecken: er wolle den Hans nachts hinausschicken, da sollten sie, in ein weiß Bettuch eingehüllt, mit Knochen nach ihm werfen, so würde er schon erschrecken. Um elf Uhr spricht der Vater „ich habe so Zahnweh, Hans, geh und hol mir einen Totenknochen, aber nimm dich in acht, es könnte im Beinhaus spuken." Wie er nun hinauskommt, werfen ihn die Schwestern mit Totenköpfen. „We smit mie do?" ruft Hans, „wen't noch einmol deust, so saste mol seihn." Sie werfen noch einmal, da packt er sie und dreht ihnen den Hals um. Dann nimmt er einen Knochen und geht heim damit. „Wie ist dir's gegangen, Hans," spricht der Vater. „Gud, awerst et wörren do twei witte Dinger, de schmeten mie, awerst ick heve allen den Hals umdrehet." „O weh," ruft der Vater, „es waren deine Schwestern, geh gleich fort, sonst muß du auch sterben." Hans macht sich auf in die weite Welt und sagt überall „ick heite Hans Fürchtemienig." Er soll drei Nächte in einem Schloß wachen und es dadurch von den Gespenstern befreien. Der König gibt ihm noch einen Soldaten mit, Hans bittet sich zwei Flaschen Wein und eine Peitsche aus. Nachts wird's so kalt, daß es die beiden nicht aushalten können. Der Soldat

geht hinaus und will Feuer in den Ofen machen, da drehen ihm die Gespenster den Hals um. Hans bleibt in dem Zimmer und wärmt sich mit Wein. Da klopft es an, Hans ruft „kumm herin, wenn de en Kop heft." Es kommt niemand, aber es klopft noch einmal, da ruft Hans „kumm herin, wenn de auck kenen Kop heft!" Da knistert es oben am Balken, Hans guckt hinauf und sieht ein Mäuseloch, daraus fällt ein Töpfchen Werg herab, und daraus wird ein Pudelhündchen und das wächst zusehends und wird endlich ein großer Mann, der aber den Kopf nicht oben, sondern unter dem Arm hat. Hans spricht zu ihm „sette dinen Kop up, wie wilt in Karten spelen." Das Ungetüm tut's, und sie spielen miteinander. Hans verliert tausend Taler, die er ihm in der nächsten Nacht zu bezahlen verspricht. Da geht es, wie in der vorigen. Der Soldat, der dem Hans abermals beigegeben ist, friert und geht hinaus Feuer anzumachen: wie er sich bückt, wird ihm der Kopf abgehauen. Hans hört es wieder klopfen, da ruft er „kumm herin mit odder ohne Kop." Das Gespenst tritt herein, den Kopf unter dem Arm, muß ihn aber aufsetzen, damit sie wieder spielen können. Hans gewinnt zweitausend Taler von ihm, das Gespenst verspricht sie in der nächsten Nacht zu bringen. In dieser letzten

ist der Anfang wieder derselbe, der Soldat, der das Zimmer verläßt, um Feuer anzumachen, wird von den Gespenstern in den Ofen gesteckt und muß darin ersticken. Zu dem Hans kommt der mächtige Geist, bringt ihm die schuldigen tausend Taler und sagt ihm, er sollte sich geschwind fortmachen, sonst ging's ihm ans Leben: die Gespenster kämen alle zu einer großen Versammlung. Aber Hans will nicht und sagt „ick will iuch schon de Döre wiesen." Beide streiten miteinandnr, wer weichen soll, bis sie einig werden drei zu zählen, wer dann am ersten den Finger ins Schlüsselloch steckte, der sollte bleiben. Hans zählt, und der Geist ist zuerst mit dem Finger darin, da holt Hans ein Stückchen Holz und einen Hammer und keilt ihn fest, nimmt dann seine Peitsche und haut ihn so gewaltig, daß der Geist verspricht, sich nie mehr mit allen seinen Geistern im Schlosse sehen zu lassen, wenn er sich in dem kleinen Blumengärtchen hinter dem Schlosse aufhalten dürfte. Hans bewilligt das und läßt ihn los, da lauft der Geist gleich mit allem andern Gespenstervolk in den Garten. Der König läßt eine hohe Mauer darum bauen, das Schloß ist erlöst, und Hans kriegt die Königstochter zur Frau.

Roland und Joseph.

Ein armer Bauer bittet, auf Geheiß eines alten Mütterchens, den zu Gevatter, der ihm zuerst draußen auf dem Weg begegnet, und den er noch nicht kennt. Das ist nun der König, der hebt auch das Kind aus der Taufe und gibt ihm den Namen Roland. Die Königin war aber zu derselben Stunde niedergekommen und ihr Kind Joseph genannt. Als ein Jahr herum ist, läßt der König den kleinen Roland abholen und nimmt ihn an Kindesstatt an. Roland und Joseph wachsen zusammen auf und halten sich für Geschwister. Als sie zwanzig Jahr alt sind, reitet der König einmal fort und hinterläßt ihnen die Schlüssel zu allen Stuben; sie sollen alle aufschließen dürfen, nur eine nicht. Roland aber ist so neugierig, daß er am dritten Tag den Joseph beredet, mit ihm in die verbotene Stube zu gehen. Sie ist ganz mit Tuch ausgeschlagen, als aber Roland das auch in die Höhe hebt, so sieht er das Bild einer wunderschönen Jungfrau und fällt bei dem Anblick in Ohnmacht. Joseph trägt ihn hinaus, Roland wird wieder zu sich gebracht, ist aber von Stund an krank aus Liebe und hat keine Ruhe, bis sie beide in das Reich ziehen, wo die Königstochter lebt. Sie muß dort

sieben Jahre in einem Turm sitzen, abends wird sie in einem verschlossenen Wagen zu ihren Eltern gebracht und morgens früh vor Tages Anbruch wieder in den Turm zurück. Roland und Joseph können sie gar nicht einmal sehen und müssen unverrichteter Sache wieder heimreisen. Da gibt ihnen der Vater vier Schiffe, drei mit Kanonen besetzt und das eine mit den schönsten Waren beladen. Sie schiffen hin und geben sich für Kaufleute aus, und Joseph bittet den König, er möge das Gesetz erlassen, daß immer nur ein einzelner Mensch auf sein Schiff gehen dürfe, weil er sonst zu sehr bestürmt würde. Das geschieht, der König kommt nun selbst aufs Schiff und danach die Königin und kaufen viel. Und weil alles so schön ist, soll es ihre Tochter auch sehen. Sobald sie aber das Schiff betreten hat, wird der Anker gelichtet und die schöne Braut fortgeführt. Der König schickt ein Schiff, sie wiederzuholen, aber das wird von den Kanonen in den Grund geschossen. Während der Fahrt hat Joseph nachts einmal die Wache, da hört er ein Brausen und eine Stimme, die ruft „wißt ihr was Neues?" „Neues genug," antwortet eine andere, „die schöne Königstochter ist geraubt und sitzt in dem Schiffe hier. Wer sie aber denkt zur Frau zu nehmen, der muß erst je-

mand haben, der dem schwarzen Pferd den Kopf abhaut." Da erschrak Joseph, und als Roland in der folgenden Nacht wachen will, bittet ihn Joseph lieber zu schlafen und ihm die Wache zu überlassen, da hört er wieder die Stimme, „wißt ihr was Neues?" „Neues genug, die Königstochter ist geraubt und sitzt im Schifffe, wer sie gedenkt zur Frau zu haben, der kann nur dazu gelangen, wenn einer da ist, der, wann der Bräutigam der Braut Gesundheit trinkt, ihm das Glas vor dem Munde wegschlägt, daß die Scherben herum fliegen. Wer das aber nachsagt, der steht in Stein bis ans Herz." Joseph wacht auch in der dritten Nacht, da hört er, „der Bräutigam kann die Braut nicht erlangen, wenn nicht einer da ist, der dem Drachen die sieben Köpfe abschlägt, die dieser in der Brautnacht zum Fenster hineinsteckt. Wer das aber nachsagt, steht in Stein bis an den Kopf." Folgenden Tags langen sie an, der König kommt ihnen mit seinen Leuten entgegen und bringt dem Joseph ein weißes Pferd mit, dem Roland ein schwarzes. Joseph besteigt das seinige und haut dem schwarzen den Kopf ab. Alle sind erstaunt und aufgebracht und fragen nach der Ursache, aber er antwortet „ich kann und darf es nicht sagen." So schlägt er auch, als bei der Hochzeitsfeier Ro-

land seiner Braut Gesundheit trinken will, diesem das Glas vor dem Munde weg, daß die Scherben fliegen. Endlich in der Nacht, als Roland und seine Braut schon schlafen, geht er mit gezogenem Schwert in der Kammer vor dem Fenster auf und ab. Plötzlich fängt es an zu brausen und zu brüllen, und ein Drache steckt seine sieben Köpfe herein. Er haut sie in einem Hieb herab, daß das Blut in die Stube spritzt und seine Stiefeln füllt. Die Wachen rufen bei dem Lärm den König, dieser kommt und als er die Türe öffnet, strömt ihm das Blut entgegen und er erblickt den Joseph mit gezücktem Schwert. „Ach was hast du getan, mein Sohn?" ruft er aus. Da kann Joseph nicht anders, er erzählt alles und wird augenblicklich ganz in Stein verhüllt, so daß man nichts von ihm sieht als sein Gesicht, das zu schlafen scheint. Nach Verlauf eines Jahres bringt die junge Königin einen Sohn zur Welt, und da träumt ihr drei Nächte hintereinander, wenn man mit des Kindes Blut den Joseph bestriche, so würde er erlöst. Sie erzählt dem Roland ihren Traum, der läßt alle Räte des Landes zusammenkommen, die sprechen ja, er müsse sein Kind für des Freundes Leben opfern. Da wird das Kind getauft und dann wird ihm der Kopf abgehauen. Mit dem Blute des Kindes

aber wird Joseph bestrichen, alsbald schwindet der Stein an ihm, und er steht auf und spricht „ach, lieber Bruder, warum hast du mich geweckt? ich habe so sanft geschlafen." Sie erzählen ihm, wie alles sich zugetragen, da sagt Joseph „nun muß ich dir wieder helfen," bindet das tote Kind in ein linnen Tuch und geht mit ihm fort. Als er schon dreiviertel Jahr gewandert ist und, von Herzen betrübt, daß er keine Hilfe finden kann, unter einen Baum sich setzt, kommt ein alter Mann und gibt ihm zwei Fläschlein, darin ist Wasser des Lebens und Wasser der Schönheit. Joseph trägt es nun heim, muß aber, weil er nichts mehr hat, betteln. Nach einem Vierteljahr kommt er zu seines Vaters Schloß, da setzt er sich auf die Brücke und bestreicht das Kind erst mit dem Wasser des Lebens, wovon es das Leben wieder erhält, dann mit dem Wasser der Schönheit, wovon es so frisch und lieblich wird wie kein anderes. Darauf bringt er es seinen Eltern, die sich von Herzen darüber freuen.

Aschenputtels späteres Schicksal.

Aschenputtel ist Königin geworden und hat ihre Stiefmutter, die eine Hexe ist, und ihre böse Stiefschwester zu sich genommen. Als sie einen Sohn

gebiert, legen diese einen Hund hin und geben das Kind einem Gärtner, der soll es töten; ebenso beim zweitenmal, wo der König aus großer Liebe abermals dazu schweigt. Beim drittenmal überliefern sie die Königin mit dem Kinde dem Gärtner, er solle sie töten, er bringt sie aber in eine Waldhöhle. Da die Königin vor Gram keine Milch hat, so legt sie das Kind einer Hirschkuh an, die in der Höhle ist. Das Kind wächst, wird aber wild, bekommt lange Haare und sucht im Walde Kräuter für seine Mutter. Einmal kommt es zu dem Schloß und erzählt dem König von seiner schönen Mutter. Fragt er „wo ist denn deine schöne Mutter?" „Im Wald in einer Höhle." „Da will ich hingehen." „Ja, aber bring einen Mantel mit, daß sie sich anziehen kann." Er geht hinaus, erkennt sie, ob sie gleich ganz mager ist, und nimmt sie mit. Unterwegs begegnen ihm zwei Knaben mit goldenen Haaren. „Wem gehört ihr," fragt er. „Dem Gärtner." Der Gärtner kommt und entdeckt, daß es des Königs Kinder sind, die er nicht getötet, sondern bei sich aufgezogen hatte. Die Wahrheit kommt an den Tag und die Hexe mit ihrer Tochter wird bestraft.

Der Narr.

Im Geslinger Tal, da wohnt eine sehr reiche Witfrau, die hätt einen einzigen Sohn, der war eines groben und tollen Verständnis: er war auch der allernärrischste Mensch unter allen Einwohnern desselbigen Tals. Derselbige Geck sahe auf eine Zeit zu Saarbrücken eines wohlgeachteten herrlichen Manns Tochter, die eine schöne wohlgestalte verständige Jungfrau war. Der Narr ward ihr gleich hold und lag der Mutter an, daß sie ihm dieselbige zu einer Frauen schaffen wollte, wo nicht, so wollte er Ofen und Fenster einschlagen und alle Stiegen im Haus abbrechen. Die Mutter wußt und sahe wohl ihres närrischen Sohns Kopf und fürcht, wenn sie ihn gleich wohl um die Jungfrau werben ließe und ihm ein groß Gut dazu gebe, so wär er doch ein so ungehobelter Esel, daß nichts mit ihm auszurichten oder versehen wäre. Wiewohl aber der Jungfrauen Eltern herrliche Leute und von gutem Geschlecht, so waren sie doch also gar arm, daß sie Armut halber die Tochter ihrem Stande nach nicht wüßten zu versorgen, derohalben diese Werbung desto leichter Statt gewann. Die Mutter furchte nun auch, dieweil ihr Sohn also ein großer ungeschickter Götz wäre, daß ihn vielleicht die Jung-

frau nit wöllen haben, gab ihm darum allerhand Lehren, damit er sich bei der Braut fein höflich zutun und hurtig machen könnte. Und als der Klotz erstlich mit der Jungfrau redt, da schankt sie ihm ein hübsch Paar Handschuh aus weichem Corduanleder gemacht. Lawel tät sie an, zog heim; so kommt ein großer Regen, er behielt die Handschuhe an: galt gleich, ob sie naß wurden oder nit. Wie er aber einen Steg will gan, so glitscht er aus und fällt ins Wasser und Moor. Er kommt heim, war wohl besudelt, die Handschuhe waren eitel Fleisch: klagt's der Mutter, die gut alt Mutter schalt ihn und sagte, er sollt's ins Fazziletlin (Schnupftuch) gewickelt und im Busen gestoßen haben. Bald darnach zeucht der gut Löffel wieder zu der Jungfrauen; sie fragt nach den Handschuhen, er sagt ihr, wie es mit ihm gegangen wäre. Sie lacht und merkt das erst Stück seiner Weisheit und schenkt ihm ein Habicht. Er nahm ihn, ging heim und gedacht an der Mutter Rede, würgt den Habicht, wickelt ihn in sein Brusttuch und stieß ihn in den Busen. Kam heim, wollt den hübschen Vogel der Mutter zeigen, zog ihn aus dem Busen. Die Mutter fährt ihm wieder über den Kamm, sagt, er sollte ihn fein auf der Hand getragen haben. Zum drittenmal kommt Jockel wieder zu der Jung-

frau, sie fragt, wie es um den Habicht stände, er sagt ihr, wie es ihm mit gegangen. Sie gedacht „er ist ein lebendiger Narr," sah wohl, daß ihm nichts säuberlichs noch herrlichs gebührte, und schenkt ihm ein Egge, die er gebrauchen sollt, wenn er gesät hätte. Er nahm der Mutter Wort zu Herzen, und trug sie auf den Händen empor, wie ein anderer Löffelbitz, heim. Die Mutter war gar übel zufrieden, sprach, er sollt sie an ein Pferd gebunden haben und heim geschleift. Letzlich sahe die Jungfrau, daß Chrisam und Tauf an ihm verloren war, denn es war weder Vernunft noch Weisheit in ihm, wußt nit, wie sie des Narren ledig werden sollt, gab ihm daher ein groß Stück Specks, und stieß es ihm in den Busen; er war's wohl zufrieden. Er wollt heim und fürcht, er würd's verlieren, und band's einem Roß an den Schwanz, saß darauf und ritt heim; da liefen die Hunde hinter nach und rissen den Speck dem Pferd vom Schwanz und fraßen ihn. Er kommt heim, der Speck war auch hinweg. Hintennach sahe die Mutter ihres Sohns Weisheit, fürcht, die Heirat würd' nit vor sich gehen, fuhr zu der Jungfrau Eltern, begehrt den Tag der Beredung zu wissen mit ihrem Sohn, und wie sie hinweg will, befiehlt sie ihm ernstlich, daß er wohl Haushalt und kein

groß Wesen mach, denn sie hab eine Gans über Eiern sitzen. Als nun die Mutter aus dem Haus war, so zeugt der Sohn fein in den Keller, sauft sich voller Weins und verliert den Zapfen zum Faß: wie er den sucht, so lauft der Wein alle in den Keller. Der gut Vetter nimmt einen Sack mit Mehl und schütt' es in den Wein, daß es die Mutter nit sähe, wenn sie kommt. Demnach lauft er auf hin ins Haus und hat ein wild's Gebrächt: so sitzt die Gans da und brütet, die erschrickt und schreit gaga! gaga! Den Narren kommt eine Furcht an und meint, die Gans hät gesagt „ich will's sagen," und fürcht, sie schwätzt, wie er im Keller Haus gehalten: nahm die Gans und hieb ihr den Kopf ab. Nun furcht er, wo die Eier auch verdürben, so wär er in tausend Läften, bedacht sich und wollt' die Eier ausbrüten, meint doch, es wird sich nit wohl schicken, dieweil er nit voll Federn wäre, wie die Gans. Bedacht sich bald, zeucht sich ganz aus und schmiert den Leib zuring mit Honig, den hätt die Mutter erst neulich gemacht und schüttt darnach ein Bett aus und walgert sich allenthalb in den Federn, daß er sahe wie ein Hanfbutz, und setzt sich also über die Gänseier und war gar still, daß er die jungen Gäns nit erschreckt. Wie Hanswurst also brütet, so kommt die Mutter und klopft an

die Türen. Der Lawel sitzt über den Eiern und will keine Antwort geben, sie klopft noch mehr, so schreit er gaga! gaga! und meint, dieweil er junge Gäns (oder Narren) brütet, so könnt' er auch keine Sprach. Zuletzt dräut ihm die Mutter so sehr, daß er aus dem Nest kroch und ihr auftät. Als sie ihn sahe, da meint' sie, es wär der lebendige Teufel, fragt, was das wäre, er sagt ihr alle Ding nach der Ordnung. Der Mutter war's Angst mit dem Doppelnarren, dann die Braut sollt bald nachfolgen, und sagt zu ihm, sie wollt's ihm gern verzeihen, er sollt sich nur jetzt züchtig halten, denn die Braut käme, daß er sie fein freundlich empfahen und grüßen sollte und die Augen also höflich und fleißig in sie werfen. Der Narr sagt ja, er wollt's alles tun, wischt die Federn ab, und tät sich wieder an, geht in den Stall und sticht den Schafen allen die Augen aus, stößt sie in Busen. Sobald die Braut kommt, so geht er ihr entgegen, wirft ihr die Augen alle, soviel er hat, ins Angesicht, meint, es müsse also sein. Die gut Jungfrau schämet sich, daß er sie also beschmutzt und verwüst hat, sah des Narren Grobheit, daß er zu allen Dingen verderbt war, zog wieder heim, sagt ihm ab. Also blieb er ein Narr nach wie vor und brütelt junge Gäns noch auf diesen Tag aus. Ich besorg aber,

wenn sie ausschliefen werden, so sollten es wohl junge Narren sein. Gott behüt uns.

Kleine Leute.

Einer war so dünnes Leibes, daß er durch ein Nadelöhr springen konnte. Ein anderer kroch an einem in der Luft hangenden Spinnegeweb behend hinauf und tanzte künstlich darauf, bis eine Spinne kam, ihm einen Faden um den Hals spann und ihm damit die Kehle zuschnürte. Ein dritter konnte mit seinem Kopf ein Sonnenstäubchen durchbohren und mit dem ganzen Leibe hindurchgehen. Ein vierter pflegte auf einer Ameise zu reiten, es geschah aber, daß ihn die Ameise herabwarf und mit einem Fuße tot trat. Ein fünfter wollte einmal Feuer anblasen und flog mit dem Rauch zum Schornstein hinaus. Ein sechster lag bei einem Schlafenden und wurde, als dieser etwas stark atmete, zum Fenster hinaus getrieben. Endlich ein siebenter war so klein, daß er sich niemand nahen durfte, weil er sonst mit der Luft beim Einatmen in die Nase gezogen wurde.

Das Mordschloß.

Ein Schuhmacher hatte drei Töchter. Zu einer Zeit, wo er ausgegangen war, kam ein Herr in einem prächtigen Wagen und nahm eine von den Jungfrauen mit sich, die nicht wieder kam. Darauf holte er auf eben die Weise die zweite, endlich auch die dritte, die gleichfalls mitging und ihr Glück zu machen glaubte. Unterwegs, als der Abend einbrach, fragte er sie

„der Mond scheint so hell,
meine Pferdchen laufen so schnell,
süß Lieb, reut dich's auch nicht?"
(t' maantje schynt zo hel,
myn paardtjes lope zo snel,
soete liefje, rouw 't wu niet?)

„Nein," antwortete sie, „warum sollte mich's reuen, ich bin immer bei euch wohlbewahrt;" doch hatte sie eine innerliche Angst. Sie kamen in einen großen Wald, da fragte sie, ob sie nun bald angelangt wären. „Ja," antwortete er, „siehst du das Licht in der Ferne, da liegt mein Schloß." Nun langten sie an, und es war alles gar schön. Am andern Tag sprach er zu ihr „ich muß fort, aber ich will nur ein paar Tage ausbleiben, da hast du die Schlüssel zum ganzen Schloß, da kannst du

sehen, über was für Schätze du Meister bist." Als er abgereist war, ging sie durchs ganze Haus und fand alles so schön, daß sie völlig zufrieden war. Endlich kam sie auch an einen Keller, darin saß eine alte Frau und schrappte Därme. „Ei Mütterchen" sprach das Mädchen, „was macht sie da?" „Ich schrappe Därme, mein Kind, morgen schrapp ich eure auch." Davon erschrak sie so, daß sie den Schlüssel, welchen sie in der Hand hielt, in ein Becken mit Blut fallen ließ, welches nicht gut wieder abzuwaschen war. „Nun," sprach die Alte, „ist euer Tod gewiß, weil mein Herr an dem Schlüssel sieht, daß ihr hier in der Kammer wart, wohin außer ihm und mir niemand kommen darf." Da sah die Alte, daß in dem Augenblick ein Wagen Heu vom Schloß wegfahren sollte und sprach „willst du dein Leben behalten, so versteck dich in das Heu, dann wirst du mit fortgefahren." Das tat sie und kam glücklich hinaus. Der Herr aber, als er heim kam, fragte nach dem Mädchen. „O," sagte die Alte, „ich hatte keine Arbeit mehr und da sie morgen doch dran mußte, so habe ich sie gleich geschlachtet; hier ist eine Locke von ihrem Haar und auch das Herz, da steht auch noch warm Blut: das übrige haben die Hunde gefressen, ich schrapp da noch die Därme." Da gab er sich zufrieden und

glaubte, das Mädchen wäre tot. Sie war aber in ein Schloß, wohin der Wagen mit Heu verkauft war, gekommen, dort sprang sie heraus und erzählte dem Herrn vom Schloß, wie alles sich zugetragen hatte. Er bat sie da zu bleiben, und nach einiger Zeit gab er allen Edelleuten in der Nähe ein Fest und lud auch jenen aus dem Mordschloß dazu ein. Das Mädchen mußte sich mit an die Tafel setzen, Gesicht und Kleidung waren aber so verändert, daß es nicht zu erkennen war. Wie sie alle beisammen saßen, sollte jeder etwas erzählen, als nun die Reihe an das Mädchen kam, erzählte es seine Geschichte. Dem Herrn vom Mordschloß ward dabei so ängstlich ums Herz, daß er mit Gewalt fort wollte; aber der Herr vom Hause ließ ihn festnehmen. Da wurde er gerichtet, sein Mordschloß niedergerissen, und seine Schätze erhielt das Mädchen, das sich mit dem Sohne des Haushern verheiratete und lange Jahre lebte.

Die Raben.

(Ein Mann hatte sieben Söhne. Endlich gab ihm seine Frau ein Töchterchen. Weil es so schwach war, sollte es die Nottaufe haben. Die Söhne sollten Taufwasser von der Quelle holen, verzogen aber zurückzukommen. Der Vater verwünschte sie

im Aerger zu Raben. Da hörte er ein Geschwirr in der Luft und sah sieben Raben vorüberfliegen. Als das Mädchen groß geworden war, hörte es durch der Leute Mund, es sei schuld an dem Unglück ihrer Brüder. Da machte es sich auf, die Brüder zu befreien.)

So wanderte sie einen und den andern Tag fort, viele Meilen weit, und traf immer keine Spur an, endlich gelangte sie zu einem alten wüsten Mauerschloß und dachte vielleicht da etwas zu finden. Aber in dem Schloß war keine Menschenseele zu erblicken, doch sah sie Rauch steigen und hörte Funken knistern. „Wo Rauch geht und Feuer brennt, da müssen auch Menschen wohnen" dachte sie und folgte dem nach: endlich kam sie in eine Küche, da standen sieben Töpfe um den Herd, schäumten und brutzelten, nur kein Koch war dabei. „Ei, was wird da gekocht?" sagte das Mädchen und guckte in die Töpfe nein, da waren seltsame Wurzeln und Gekräutig drinnen. „Wie muß das wohl schmecken?" Kostete daraus aus jedem ein wenig und rührt es besser herum, wie sich's gehörte. Hatte so ihre Freude am Kochen, das sie lange nicht getan, und auch das bißchen warme Speise tat ihr wohl, die sie so lange nicht über die Zunge gebracht hatte. Indem ent-

stand ein Sausen in der Luft und sieben schwarze Raben kamen durch den Schornstein geschwirrt, faßte jeder sein Töpfel und flogen damit ins Eßzimmer und huben an Mittag zu halten. Ein paar Schnäbelvoll hatte der erste Rabe genommen, sprach er „sonderbar, meines Fraßes ist etwas minder, als es sein sollte, aber es schmeckt als wie von Menschenhand gekocht." „Mir geht's auch so," sagte der zweite, „wie wenn unser Schwesterchen da wäre?" „Ach," fiel der dritte ein, „die an all unserm Elend schuld ist, wir hackten ihr die Augen aus." „Was kann sie denn dafür?" sprach der vierte Rabe. Der fünfte, „ich wollte ihr nichts zuleid tun." „Sie könnte uns vielleicht noch erlösen" sagte der sechste. Und als der siebente eben rief „Gott geb, sie wär da!" so trat sie zur Stubentür herein, denn sie hatte dem ganzen Gespräch zugelauscht und konnt es nicht über ihr Herz bringen länger zu warten vor großem Mitleiden, daß sie ihre leiblichen Brüder in so häßliche Vögel verwandelt erblickte. „Tut mir an, was ihr wollt, ich bin eure Schwester mit dem güldnen Kreuz, und sagt an, ob ich euch erlösen kann?" „Ja" sprachen sie,„du kannst uns noch erlösen, aber es ist sehr schwer." Sie erbot sich willig und mit Freuden zu allem, was es nur wäre, da sagten die

Raben „du mußt sieben ganze Jahr kein Sterbenswort sprechen und mußt in der Zeit für jeden von uns ein Hemd und ein Tuch nähen und ein paar Strümpfe stricken, sie dürfen nicht eher noch später fertig werden, als den letzten Tag von den sieben Jahren. Bei uns aber kannst du der Zeit nicht bleiben, denn wir möchten dir einmal Schaden tun, wenn uns die Rabenmutter übernimmt, oder durch unsre Gesellschaft dich einmal zum reden verleiten." Also suchten sie im Walde nach einem hohlen Baum, setzten sie oben hinein, daß sie da fein still und einsam bliebe, schufen den nötigen Flachs und Spinngerät und trugen ihr von Zeit zu Zeit Futter herbei, daß sie nicht Hungers verkäme.

So verstrich ein Jahr, ein zweites und noch eins und das gute Schwesterchen saß still in dem hohlen Baum, rührte und regte sich nicht, als so viel es zum Spinnen brauchte. Da geschah, daß der Fürst des Reiches, wozu der Wald gehörte, eines Tags eine Jagd anstellte und in der Irre ein Rudel Hunde durch Strauch und Busch, wohin sonst kein Jäger gelangt war, und bis zu dem hohlen Baum drang. Da standen die Hunde still, weil sie etwas Lebendiges spürten, schnoberten und stellten sich bellend um den Baum. Die Jäger aber folgten dem Geschrei und näherten sich, konnten jedoch an-

fangs das Tier nicht finden, dessen Spur die Hunde hatten, weil die Jungfrau ganz still saß und sich nicht regte und von der Länge der Zeit Moos auf ihr gewachsen war, daß sie fast dem Holze glich. Zuletzt aber erkannten sie die Gestalt ihres Leibes und berichteten ihrem Herrn, da in einem hohlen Baum sitze ein Tier von menschlicher Gestalt, rühre sich nicht und gebe keinen Laut von sich. Der Fürstensohn ging hinzu und befahl, sie herauszunehmen; sie ließ alles geschehen, rührte keine Stimme nicht. Als sie nun anfingen, das Moos von ihr abzunehmen und sie zu reinigen, kam ihr weißes Gesicht zum Vorschein und das Kreuz auf der Stirne, daß der Fürst über ihre große Schönheit erstaunte und sie in allen Sprachen, die er nur wußte, anredete, um zu hören, wer sie wäre und wie sie dahin geraten. Allein auf alles blieb sie stumm als ein Fisch, und der Fürst nahm sie mit sich heim, übergab sie den Kammerfrauen und befahl, sie zu waschen und zu kleiden, welches vollkommen nach seinem Willen geschah. War sie nun vorher schön gewesen, so strahlte sie in den reichen Kleidern wie der helle Tag, nur daß kein Wort aus ihr zu bringen war. Nichtsdestoweniger setzte sie der Fürst über Tisch an seine Seite und wurde von ihrer Miene und Sittsamkeit aufs tiefste be-

wegt, und nach einigen Tagen begehrte er sie zu heiraten, keine andere auf der Welt. Seine Mutter widersetzte sich dieser Vermählung zwar heftig, indem sie äußerte, man wisse ja doch nicht recht, ob sie Tier oder Mensch sei, sprechen tue sie nichts und begehre nicht, es zu lernen, und von einer solchen Ehe stände nichts wie Sünde zu erwarten. Allein keine Einrede half, der König sprach, „wie kann man zweifeln, daß sie ein Mensch ist, die eine engelschöne Gestalt hat und deren edle Abkunft das Kreuz auf ihrer Stirne verrät?" Mithin wurde das Beilager in Schmuck und Freuden vollzogen.

Als Gemahlin des Fürsten lebte sie sittsam und fleißig in ihrem Kämmerlein, arbeitete an dem Geräte fort, das ihre Brüder aus dem Bann erlösen sollte. Nach einem halben Jahr, als sie gerade schwanger ging, mußte der Fürst in den Krieg ziehen und befahl seiner Mutter, daß sie seine Gemahlin wohl hüten sollte. Aber der Mutter war seine Abwesenheit gerade recht, und als die Stunde der Niederkunft kam und sie einen bildschönen Knaben gebar mit einem güldnen Kreuz auf der Stirne, wie sie selber hatte, gab die Alte das Kind einem Diener mit dem Befehl, es in den Wald zu tragen, zu morden und ihr zum Zeichen die Zunge zu bringen. Dem Fürsten schrieb sie einen Brief,

worin stand, seine Gemahlin, die man selbst für ein halbes Tier halten müsse, sei, wie zu erwarten gestanden, eines Hundes genesen, den man habe ersaufen lassen. Worauf der Fürst antwortete, man solle sie dennoch wie seine Gemahlin halten, bis er aus dem Feld heimkehre und dann selber entscheide, was geschehn solle. Der Diener inzwischen war mit dem Knäblein in den Wald gegangen, begegnete ihm eine Löwin, der warf er's vor, dachte sie möcht es fressen, so braucht er's nicht zu töten; die Löwin aber leckte es mit ihrer Zunge. „Hat ein reißend Tier Mitleiden, so kann ich noch viel weniger grausam sein" dachte der Diener, ließ das Kind der Löwin und brachte der Alten eine Hundszunge mit. Bald darauf kehrte der Fürst aus dem Krieg heim, und wie er die Schönheit seiner Gemahlin sah, mußte er sie für unschuldig halten und konnte ihr keine Strafe antun. Das folgende Jahr war sie abermals guter Hoffnung, und weil gerade der Fürst wiederum abreisen mußte, trug sich alles wie das erste Mal zu, das geborene Kind kam wieder zur Löwin und wurde von ihr erzogen. Die alte Fürstin klagte sie noch viel heftiger an, aber der Fürst wurde nochmals von ihrer Unschuld überwunden, obgleich sie keine Silbe zu ihrer Verantwortung vorbringen durfte. Wie aber beim dritten

Mal alle die vorigen Umstände wiederholt eintraten, glaubte der Fürst, daß ihn Gottes Zorn treffen werde, wofern er länger mit einer Gemahlin lebe, die ihm keine menschlichen Erben, sondern Tiere zur Welt bringe, befahl also bei seiner Heimkunft, sie durch Feuer vom Leben zum Tod zu bringen. Nun war gerade der Tag der Hinrichtung der letzte von den sieben Jahren, und wie sie den letzten Stich tat, dachte sie seufzend „du lieber Gott, soll denn endlich die schwere Zeit um sein!" In demselben Augenblick waren ihre sieben Brüder erlöst und aus Raben wieder Menschen geworden, schwangen sich alsbald auf sieben gesattelte Pferde und sprengten durch den Wald. Mitten drin sehen sie bei einer Löwin drei Knäblein mit einem Goldkreuze auf der Stirn, „das sind unsrer lieben Schwester Kinder!" nehmen sie zu sich aufs Pferd. Als sie aus dem Wald reiten, sehen sie von weitem eine Menge Volks stehen und Scheiterhaufen brennen, winken mit ihren Tüchern und reiten Galopp. „Liebste Schwester, wie geht's dir? da sind auch deine drei Kinder wieder!" Sie ward losgebunden, und da ihr die Sprache wieder erlaubt war, so dankte sie Gott mit lauter Stimme. An ihrer Stelle aber wurde die böse Alte zu Asche verbrannt.

Die Wunschwürfel und der Landsknechtsesel.

St. Peter bat einmal einen Landsknecht um eine Gabe, dieser reicht ihm alles, was er erbettelt hat, nämlich drei Pfennige. Der hl. Petrus schenkt ihm zur Belohnung des guten Willens ein paar Wünschwürfel. Der Landsknecht geht vergnügt seiner Straße, abends, unter einer Eiche sitzend, würfelt er sich einen vollen Tisch herbei und läßt sich's gut schmecken. Indem kommt ein Bauer auf einem Esel daher und sagt, Nächten habe er den hl. Petrus beherbergt, der ihn dafür heut Morgen mit diesem Esel begabt, der voller Landsknechte stecke; wenn man ihm auf den Schwanz schlage, falle einer herab. Vor den Landsknechten aber habe er eine Scheu, da sie ihn schon im bayrischen Krieg in Armut gebracht. Dem Landsknecht gefällt dagegen der Esel, er bietet dem Bauern seine Wünschwürfel dafür und der Tausch wird gemacht. Der Bauer geht mit den Würfeln fort, aber jetzt schlägt der Landsknecht zweimal auf des Esels Schwanz. Zwei Landsknechte fallen heraus, mit diesen läuft er dem Bauer nach und nimmt ihm die Würfel wieder ab. Er zieht nach Schweden, wo der König bekannt machen läßt, wer ihm ohne Kohlen, Holz

und Feuer ein königliches Nachtmahl zurichte, dem wolle er dafür seine Tochter zur Gemahlin geben. Der Landsknecht vollbringt's mit seinen Würfeln leicht, der König weigert sich aber Wort zu halten. Der Landsknecht führt seinen Esel heimlich weg, der König eilt ihm mit allem Hofgesind nach, aber jener schlägt mit den Fäusten zink! zink! dem Esel auf den Schwanz, bis ein ganz Fähnlein Landsknechte oder mehr dasteht; dann würfelt er und wünscht eine Mauer darum. Dem König wird Angst und er gibt ihm seine Tochter. Der Landsknecht richtet die Hochzeit aufs köstlichste ein, der Esel frißt sich aber dabei krank und stirbt endlich. Der Landsknecht läßt die Haut gerben und über eine Trommel ziehen; sobald darauf geschlagen wird, kommen die Landsknechte herbeigelaufen.

Die drei Glücksschneider.

Drei arme Schneider, die am Handwerk nicht viel verdienen, nehmen Abschied von Weib und Kind, wollen in die Welt ziehen und ihr Glück versuchen. Sie kommen in eine Wüste zu einem Berg, wo ein Zauberer wohnt; der Berg steht Sommer und Winter grün, voll Blumen und Früchten, und um Mittag und Mitternacht wird alles zu dem

feinsten Silber. Der älteste füllt sich seinen Bündel und alle Taschen mit den schönsten Silberblumen und Früchten, geht nach Haus, wirft Nadel und Bügeleisen unter den Tisch, und wird ein reicher Handelsmann. Die zwei andern denken „zu dem Berg können wir wieder, wenn wir Lust haben, zurückgehen, wir wollen unser Glück weiter versuchen," und wandern fort. Sie kommen zu einer großen Eisenpforte, die geht von selbst auf, nachdem sie dreimal daran geklopft. Sie treten in einen Garten, da hängen die Bäume voll Goldäpfel. Der zweite Schneider bricht sich so viel ab, als sein Rücken tragen kann, nimmt Abschied und geht heim. Dort begibt er sich auch zum Handel, und wird ein noch größerer Kaufmann, als der erste, so daß man glaubt, der reiche Jude zu Hamburg stamme von ihm ab. Der dritte aber meint „der Garten mit den Goldäpfeln bleibt mir sicher, ich will noch weiter nach meinem Glück gehen." Er irrt in der Wüstenei umher, und als er den Garten und den Silberberg wieder sucht, kann er ihn nicht finden. Endlich kommt er zu einer großen Anhöhe und hört auf einer Pfeife blasen. Er geht näher und findet eine alte Hexe, die pfeift vor einer Herde Gänse, die bei dem Ton mit den Flügeln schlagen und auf der Alten auf und nieder tanzen. Sie hatte

sich schon vierundneunzig Jahre auf der Höhe mit dem Tod herumgezerrt und konnte nicht sterben, bis die Gänse sie tot traten oder ein Christ kam, der sie mit Waffen tot schlug. Sobald sie seine Schritte hört, und er so nah ist, daß sie ihn sieht, bittet sie ihn, wenn er ein Christ sei, möge er sie mit der Keule, die an ihrer Seite da stehe, totschlagen. Der Schneider will nicht, bis sie ihm sagt, er werde unter ihrem Haupt ein Tuch finden, welches, wie er es wünsche, auf ein paar Worte voll der köstlichen Speisen stehe. Da gib er ihr einen Schlag auf den Hirnschädel, sucht und findet das Tuch, packt es gleich in seinen Bündel, und macht sich auf den Heimweg. Ein Reiter begegnet ihm und bittet ihn um ein Stück Brot, der Schneider sagt „liefere mir deine Waffen aus, so will ich mit dir teilen." Der Reiter, der ohnehin Pulver und Blei im Krieg verschossen hat, tut das gern, der Schneider breitet sein Tuch aus und traktiert den jungen Kriegsmann. Diesem gefällt das Tuch, und er bietet dem Schneider dafür seine wunderbare Patrontasche zum Tausch, wenn man auf die eine Seite klopfe, kämen hunderttausend Mann zu Fuß und Pferd heraus, klopfe man auf die andere, aller Art Musikanten. Der Schneider willigt ein, aber nachdem er die Patrontasche hat, beordert er zehn Mann zu Pferd,

die müssen dem Reiter nachjagen und ihm das Tuch wieder abnehmen. Der Schneider kommt nun nach Haus; seine Frau wundert sich, daß er so wenig auf der Wanderschaft gewonnen hat. Er geht zu seinen ehemaligen Kameraden, die unterstützen ihn reichlich, daß er eine Zeitlang davon mit Frau und Kind hätte leben können. Er aber ladet sie darauf zum Mittagsessen, sie möchten nicht stolz sein und ihn nicht verschmähen. Sie machen ihm Vorwürfe, daß er alles auf einmal verschlemmen wolle, doch versprechen sie zu kommen. Wie sie sich zur bestimmten Zeit einfinden, ist nur die Frau zu Haus die gar nichts von den Gästen weiß und fürchtet, ihr Mann sei im Kopf verwirrt. Endlich kommt der Schneider auch, heißt die Frau die Stube eilig rein machen, grüßt seine Gäste und entschuldigt sich, sie hätten es zu Haus besser, er habe nur sehen wollen, ob sie nicht stolz durch ihren Reichtum geworden wären. Sie setzen sich zu Tisch, aber es kommt keine Schüssel zum Vorschein, da breitet der Schneider sein Tuch aus, spricht seine Worte, und im Augenblick steht alles voll der kostbarsten Speisen. „Ha! ha!" denken die andern, „ist's so gemeint, du bist nicht so lahm, als du hinkst," und versichern ihm Liebe und Brüderschaft bis in den Tod. Der Wirt sagt, das sei gar nicht nötig zu

versichern, dabei schlägt er der Patrontasche auf eine Seite, alsbald kommen Spielleute und machen Musik, daß es eine Art hat. Dann klopft er auf die andere Seite, kommandiert Artillerie und hunderttausend Soldaten, die werfen einen Wall auf und führen Geschütz darauf, und so oft die drei Schneider trinken, feuern die Konstabler ab. Der Fürst wohnte vier Meilen davon und hört den Donner, also meint er, die Feinde wären gekommen, und schickt einen Trompeter ab, der bringt die Nachricht zurück, ein Schneider feiere seinen Geburtstag und mache sich lustig mit seinen Freunden. Der Fürst fährt selbst hinaus, und der Schneider traktiert ihn auf seinem Tuch. Dem Fürst gefällt das, und er bietet dem Schneider Ländereien und reichliches Auskommen dafür, der will aber nicht, sein Tuch ist ihm lieber, da hat er keine Sorge, Müh und Verdruß. Der Fürst faßt sich kurz, nimmt das Tuch mit Gewalt und fährt fort. Der Schneider hängt seine Patrontasche um und geht damit an des Fürsten Hof, bekommt aber einen Buckel voll Schläge. Da lauft er auf den Wall des Schlosses, läßt zwanzigtausend Mann aufmarschieren, die müssen ihre Stücke gegen das Schloß richten und darauf los feuern. Da läßt der Fürst das Tuch herausbringen und demütig bitten, mit dem Feuer

einzuhalten. Der Schneider läßt nun seine Mannschaft wieder ins Quartier rücken, geht heim und lebt vergnügt mit den zwei andern Brüdern.

Die weiße Taube.

Vor eines Königs Schloß stand ein mächtiger Birnbaum, der jedes Jahr die schönsten Früchte trug, aber sie wurden, sobald sie gereift waren, in einer Nacht alle geholt, und kein Mensch wußte, wer es getan hatte. Der König hatte drei Söhne, und der jüngste hieß der Dummling. Der älteste sollte ein Jahr lang den Baum bewachen, er tat es mit Fleiß, und die Früchte hingen voll in den Aesten, aber in der letzten Nacht, als sie den andern Tag sollten gebrochen werden, überfiel ihn ein Schlaf und als er erwachte, waren sie vom ersten bis zum letzten fort und nur die Blätter noch übrig. Der zweite Sohn wachte nun ein Jahr, aber es ging ihm nicht besser als dem ersten, in der letzten Nacht waren die Birnen weg. Endlich kam an den Dummling die Reihe, der erwehrte sich in der entscheidenden Nacht des Schlafs und sah, wie eine weiße Taube geflogen kam, eine Birne nach der andern abpickte und forttrug. Als sie mit der letzten fortfliegen wollte, ging der Dummling nach, die

Taube flog auf einen hohen Berg in einen Felsenritz. Der Dummling sah sich um, da stand ein graues Männlein neben ihm, zu dem sprach er „Gott segne dich!" Das Männlein antwortete „Gott hat mich schon gesegnet, denn durch deine Worte bin ich erlöst!" Dann sprach er, er sollte hinab in den Felsen steigen, da würde er sein Glück finden. Er steigt hinunter und sieht die weiße Taube von Spinnegeweb umstrickt. Wie sie ihn erblickt, reißt sie sich durch, und wie der letzte Faden zerrissen ist, so steht eine schöne Jungfrau vor ihm, die eine Königstochter war, und die er gleichfalls erlöst hatte. Darauf vermählen sie sich miteinander.

Das Glück der Dummen.

Der Mann geht zur Feldarbeit und sagt der Frau „steck Fleisch in den Kohl, und wenn's fertig ist, bring's hinaus aufs Feld." Sie nimmt das rohe Fleisch, trägt's hinaus aufs Feld, wo ihr Kohl steht, und steckt's da hinein. Der Hund wittert's bald und holt den Braten weg; sie lauft ihm nach, fängt ihn und bindet ihn daheim zur Strafe an das Bierfaß im Keller und zwar an den Krahn. Der Hund wird wild und ungeduldig und zieht den

Krahn heraus. Wie die Frau in den Keller kommt, schwimmt alles Bier darin. Nun trocknet sie es mit Mehl auf. Sie nimmt Essig und Hutzeln in die Hand und, um das Haus zu verwahren, die ausgehobene Haustür auf die Schulter und geht hinaus.*) Der Mann macht ihr Vorwürfe über das schlechte Essen, doch setzen sie sich dazu nieder: indem sehen sie zwölf Räuber kommen. Vor Angst steigen sie auf einen Baum und nehmen das Essen und die Türe, um nicht verraten zu werden, mit hinauf. Die Räuber setzen sich gerade darunter und wollen sechs Säcke mit Gold teilen. Sie werden aber verscheucht, und die zwei schleppen die Säcke heim. Die Frau borgt bei ihrer Nachbarin ein Maß, das Gold zu messen, ein Stückchen bleibt darin hängen und macht diese aufmerksam. Die Frau erzählt darauf, wie es sich zugetragen hat. Nun läuft alles in den Wald, Gold zu holen, es kommt aber niemand wieder, weil niemand so dumm war wie die Frau, und die Räuber jeden tot schlugen, der sich im Walde blicken ließ. Der Mann und die dumme Frau lebten vergnügt und ohne Sorgen bis an ihren Tod.

*) Die Meinung ist: Wenn keine Haustür da ist, kann keiner hindurchgehen.

Bauer Hick.

Der arme Bauer heißt Hick und wohnt zu Lieberhausen in der Grafschaft Gimbornneustadt. Aus Armut muß er seine einzige Kuh schlachten und geht die Haut in Köln zu verkaufen. Unterwegs regnet's, er hängt die Haut über sich, die blutige Seite nach außen gewendet. Ein Rabe stürzt darauf und will fressen: Hick fängt ihn behutsam und nimmt ihn mit in die Stadt. Zu Köln erzählt er das Abenteuer im Wirtshaus. Er kneift den Raben in den Schwanz und läßt ihn wahrsagen. Der Wirt kauft den Wahrsager teuer ab. Hick erzählt seinen Nachbarn, Kuhhäute seien in Köln entsetzlich teuer. Die Lieberhäuser schlachten nun alle ihre Kühe und lösen nichts aus den Häuten. Aus Rache stecken sie den Hick in eine Tonne und rollen ihn in den Rhein, doch am Ufer wird erst in einem Wirtshaus angehalten. Hick schreit im Faß „ick sollte to Köllen Bischop sin!" Ein Schäfer übergibt ihm seine Herde und nimmt seine Stelle im Faß ein. Hick treibt die Herde nach Haus und sagt den Lieberhäusern, er habe sie im Rhein gefunden, im Grund des Flusses sei alles voll. Hick gibt den Rat, einer solle hineinspringen und wenn er die Schafe gefunden habe, wieder in die Höhe kommen und beide

Arme zum Zeichen aus dem Wasser strecken. Sie folgten seinem Vorschlag, und als einer hinabgesprungen ist und, eh' er ertrinkt, die Arme in die Höhe streckt, so springen sie plump! plump! alle nach.

Der mitleidige Soldat.

Ein armer Soldat meldet sich beim König um Dienste und verspricht, die schönste Jungfrau für ihn zu gewinnen. Er wird königlich ausgerüstet, unterwegs, als er bei einen großen Wald kommt, hört er Gesang von viel tausend Vögeln prächtig in die blaue Luft hinein erschallen. „Halt! halt!" ruft er, „die Vögel nicht gestört, die preisen ihren Schöpfer," und heißt den Kutscher umdrehen und einen andern Weg fahren. Darnach kommt er auf ein Feld, wo viel tausend Raben nach Speise überlaut schreien. Er läßt ein Pferd ausspannen, totstechen und den Raben zur Nahrung hinwerfen. Endlich kommt er an einen Sumpf, da liegt ein Fisch und klagt erbärmlich, daß er in kein fließendes Wasser gelangen könne. Der Soldat trägt ihn selber hinein, und der Fisch schlägt vor Freude mit dem Schwanz. Als er bei der Königstochter anlangt, wird ihm dreierlei aufgegeben, was er zuvor

vollbringen soll. Erstlich soll er ein Viertel Mohnsamen, welchen der König hat säen lassen, wieder herbeischaffen. Der Soldat nimmt ein Maß, einen Sack und weiße Tücher mit hinaus aufs Feld, und breitet die Tücher da aus. Nicht lang, so kommen die Vögel, die er bei dem Singen nicht hat stören wollen, lesen den Samen, Körnchen für Körnchen, auf und tragen ihn auf die Tücher, so daß der Soldat dem König das ausgesäete Maß wieder zustellt. Zweitens soll er einen Ring holen, den die Königstochter hat ins Meer fallen lassen. Der Fisch, den er in fließend Wasser gesetzt hatte, holt ihn unter der Floßfeder eines Walfisches, wohin er gefallen war, herauf. Drittens soll er ein Einhorn, das in einem Wald sich aufhält und großen Schaden tut, töten. Der Soldat geht in den Wald hinein, da sitzen die Raben, die er vom Hungertod errettet hat, und sagen zu ihm „noch eine kleine Weile Geduld, das Einhorn hat nur ein gutes Auge, jetzt liegt es und schläft darauf, dreht es sich aber herum und legt sich auf das scheele Auge, so wollen wir ihm das gute auspicken. Da wird es wütend werden, aber, weil es blind ist, in der Wut gegen die Bäume rennen und mit seinem Horn sich festspießen." Bald darauf wälzt sich das Tier im

Schlaf und legt sich dann auf die andere Seite, da fliegen die Raben herzu und hacken ihm das gesunde Auge aus. Es springt auf und rennt sich in eine dicke Eiche fest. Nun haut ihm der Soldat den Kopf ab, bringt ihn dem König und erhält dessen schöne Tochter, die er zu seinem Herrn führt, von dem er königlich belohnt wird.

Wolf Prahlhans.

Der Wolf prahlt dem Fuchs vor, er fürchte sich vor nichts in der Welt und wolle einen Reiter mit samt dem Pferd auffressen. Der Fuchs, um den Wolf, den er doch heimlich fürchtet, zu demütigen, will es nicht glauben, bis er es mit den Augen gesehen. Sie verstecken sich im Wald am Weg, zwei kleine und schmächtige Menschen scheinen dem Fuchs zur Probe zu gering, endlich kommt ein Husar daher mit einem mächtigen Säbel an der Seite. „Das ist der rechte," spricht der Fuchs, „an den mußt du dich machen." Der Wolf, um Wort zu halten, springt hervor und greift den Reiter an, aber dieser zieht von Leder, haut scharf und zerfetzt den Wolf erbärmlich, so daß dieser mit Mühe zum Fuchs zurückkommt. „Nun," spricht der Fuchs, „wie hat der Reiter geschmeckt?" „Ach," ant-

wortet der Wolf mit schwacher Stimme, „ich hätte ihn wohl aufgefressen, aber er hatte hinten eine blanke Zunge, die zog er hervor und hat mich so fürchterlich geleckt, daß ich nicht zum Fressen kommen konnte."

Der liebe Gott und der gute Gesell aus Schwaben.

Der liebe Gott und ein guter Gesell aus Schwaben wandern zusammen. Sie kommen in ein Dorf, wo man zur Hochzeit und zugleich für einen Toten läutet. Der liebe Gott geht dahin, der Schwabe dorthin. Der liebe Gott erweckt den Toten, wofür ihm hundert Gulden gegeben werden, der Schwabe schenkt auf der Hochzeit ein, dafür erhält er am Ende einen Kreuzer. Zufrieden mit seinem Lohn geht er fort und wie er von weitem den lieben Gott sieht, hebt er sein Kreuzerlein in die Höhe und prangt damit. Der liebe Gott lacht darüber und zeigt ihm den Sack mit hundert Gulden, der Schwab, ganz behend, wirft sein Kreuzerlein darunter und spricht „gemein! gemein! wir wollen gemein miteinander haben!" Darauf wird das Lamm geschlachtet, der Schwabe ißt das Leberlein davon und sagt hernach „bei Gott, es hat

keins gehabt!" Sie kommen in ein anderes Dorf, wo wieder für eine Hochzeit und für einen Toten geläutet wird. Der Schwab will nun den Toten lebendig machen und die hundert Gulden verdienen, sagt, wenn er es nicht vollbringe, sollten sie ihn aufhängen ohne Urteil und Recht; aber der Tote regt sich nicht. Nun soll er gehenkt werden, der liebe Gott kommt und sagt, wenn er gestehe, daß er das Leberlein gegessen, so wolle er ihn erretten. Aber der Schwabe besteht darauf, das Lamm habe keins gehabt. Der liebe Gott sagt „ich will den Toten lebendig machen und dich erledigen, wenn du die Wahrheit sprichst." Der Schwab aber ruft „henkt mich! henkt mich! es hat keins gehabt!" Wie der liebe Gott sieht, daß er nicht zu bewegen ist, so macht er den Toten lebendig und befreit den Schwaben. Darauf teilt er das Geld in drei Teile und spricht: „den dritten Teil soll der haben, der die Leber gegessen," alsbald ruft der Schwab „bei Gott und allen Heiligen, ich hab's gefressen!"

Hans Lustig.

Hans Lustig was en rieken Mann, he hett all sien Vermögen in Karten verspielt, nu mot he arme Dage lieden. Et begann, dat use Herrgott un

sünte Peter up Erden göngen, se keimen auk vör sine Döhr un klopten an un seden „guten Owend, Hans Lustig, könn wi wull bie di herbergen?" „Worüm nig?" seg Hans Lustig, „wenn ji mit dat Minige tofreden sied: men ick un mine Frau hebbet nix anders asse enen Schauf Strauh, wenn ji darup liggen willt, den könn ji wull kriegen." „Worüm nig?" sede usse Herrgott un Petrus. Se sedden sik hen un kührden von ollen Tieden. Herr Petrus segd „wi hebbet Dorst, Hans Lustig, hahl us 'ne Kruke mit Beer, hier hest du Geld." Dat was sien Lewen. Wu he an dat Wertshues kam, da hörde he dat Kartenspielen, do spielde he wier met; in en Augenblick was sien Geld wier verspielt. „Wu sall ick dat maken?" dacht he, „wu krieg ich nu Beer för de Lüde, de sittet in Huse un sind so dörstig?" He geit no Hues un segd, he wör bedahl (auf die Erde) fallen, un siene Krucke wör intwe gohn. Do seg Petrus „vör düt Moel will ick ju no emol Geld giewen, nu müge ji seihn, dat ji 'ne Krucke kriegt, wi sind erschrecklich dörstig." „Wu will ick dat maken," denkt he, „wenn se wier an't Kartenspielen sind?" He geit met sine Krucke weg un stopt sick de Ohren to, dat he dat spielen nig hört, un kümmt glücklick met sien Beer to Huse. Asse usse Herrgott un Petrus nu drunken

hebt, do krieget se auk Hunger. „Wu sall ick dat anfangen?" seg die Frau, „ick hebbe kien Mehl, ick mot von Aske*) enen Pannkoken backen." Do settet se sick tosamen un eiten wat, Hans Lustig kührt men ümmer von Kartenspielen, dat das so lustig genk; so kührt he so lange, bes öhr de Schlop kümmt. Usse Herrgott un Petrus goht up ene Schauf Strauh liggen, un Hans Lustig un sine Frau bie dat Füer. Det Morgens, wu se upstohet, dat usse Herrgott un Petrus weg willt, do giffet he Hans Lustig drei Dehle, een Spiel Karten, wenn he dermet spielt, dann gewinnt he alles, un en Wörpel, wenn he domet wörpelt, so gewinnt he auck alles, un ene Figgeline, wenn he an to spielen fänk, dann sitt alles faste. Hans Lustig spielet wier lustig derup los, he gewinnt alles; he köfft sick wir Hues un Hoff; sine Karten und sine Figgeline dregt he ümmer bie sick. Endliks werd he krank, do kümmt de Daut un seg: „Hans Lustig, du most sterwen." „O," seg he, „du gude Daut, plück mi doch no ene Beer ut den Baum, de vör mine Döre steiht." Do de Daut in den Baum sitt, fänk Hans Lustig an, sine Figgeline to spielen, do sitt de Daut in den Baum faste. He spielt wier lustig in Karten un Wörpels, do stervt ene von sine Verwandten, nu

*) Asche.

mot he nafolgen. Wi de erdet*) is, do beddet Hans Luſtig een ſo'n andächtig Vaterunſer. „So," ſeg de Daut, „do hebbe ick uplueret, dat du dat bedden ſöſt, nu moſt du deran." Hans Luſtig ſterpt un klopt an en Himmel. „Well is der vör?" „Hans Luſtig." „Du moſt no de Helle." Wie he vör de Helle kümmt, klopt he an. „Well is der vör?" „Hans Luſtig." „Wat wuſt du hier macken?" „In Karten ſpielen." „Wor wuſt du denn üm ſpielen?" „Uem Seelen." Hans Luſtig ſpielet un gewinnet hunnert Seelen. He nimmt ſe up'n Nacken un klopt an de Himmels Döhre. „Well is der vör?" „Hans Luſtig met hunnert Seelen, nig ene weiniger." „No, goh men wier weg." Kümmt wier vor de Helle un klopt an. „Well is der vör?" „Hans Luſtig, wi willt wier ſpielen um Seelen." He gewinnt wier hunnert Seelen, geit der wier met no den Himmel und klopt an. „Well is der vöre?" „Hans Luſtig met twe hunnert Seelen, nig ene weiniger oder mehr: o lotet mi doch emoel in en Himmel kieken." Do mackt Petrus den Himmel los un do ſchmit Hans Luſtig ſin Spiel Karten der in. „O lotet mi doch mien Spiel Karten wier kriegen," ſegt he; hennig ſettet he ſick up ſine Karten bes to düſſe Tied.

*) beerdigt.

Der Soldat und der Teufel.

Ein armer Soldat, der die Wandernden aufnimmt und sein schwarzes Brot mit ihnen teilt, erhält dafür einen Geldbeutel, der nicht leer wird, dann einen Ranzen, in den alles hinein muß, was er hinein wünscht, und zum dritten die ewige Seligkeit. Der Soldat kommt in ein Dorf, wo getanzt wird, die schöne Wirtstochter schlägt ihm einen Tanz ab, er geht verdrießlich weg und begegnet dem Teufel. Der verspricht ihm, des Mädchens Herz zu ändern, so daß es ihn heiraten werde, dafür solle er sich ihm verschreiben und nach zehn Jahren sein Eigentum sein. Der Soldat geht es ein, heiratet das Mädchen, lebt ein paar Jahre vergnügt und hat Geld so viel er wünscht. Da fällt es ihm ein, daß ihm der König keinen Gnadensold gegeben, den er doch verdient habe, und geht ihn darum Rede zu stellen. Die Wachen wollen ihn nicht einlassen, aber er wünscht sie jedesmal in seinen Ranzen und prügelt sie durch. Der König bewilligt ihm nun gern, bei ihm in seinem Schloß zu leben, mit ihm zu essen und zu trinken, doch hofft er heimlich, ihn los zu werden und überredet ihn, daß er eine Nacht in einem verwünschten Schloß, in dem noch jeder umgekommen ist, zuzubringen bereit ist. Er bezwingt alle Gespenster,

indem er sie in seinen Ranzen wünscht. Damit befreit er das Schloß und entdeckt einen großen Schatz, den er mit dem König teilt. Als die zehn Jahre herum sind, kommt der Teufel, der Soldat gibt ihm sein Kind und erhält noch zehn Jahre. Als diese herum sind, kommt der Teufel wieder, aber der Soldat wünscht ihn in seinen Ranzen und hat ihn nun gefangen. Er läßt in einer Scheune von sechs Bauern auf ihn los dreschen und geht, damit noch nicht zufrieden, in eine Schmiede, wo die Schmiedegesellen den Ranzen ausglühen und durchhämmern müssen. Der Teufel ist so zerschlagen, daß er gern verspricht, nicht wieder zu kommen, um nur frei zu werden. Indes merkt der Soldat sein herannahndes Ende, er ordnet an, daß ihm der Geldbeutel und Ranzen mit in den Sarg gelegt werden. Als er nach seinem Tode vor den Himmel kommt, will ihn der hl. Petrus nicht einlassen, ihm sei zwar die Seligkeit versprochen, aber er habe sich mit dem Teufel verbunden. Der Soldat geht vor die Hölle, der Teufel erschrickt und will ihn auch nicht einlassen. Er geht wieder zum Himmel und bittet den hl. Petrus, die Türe zu klaffen, damit er nur einmal hineinschauen könne. Jetzt wirft er seinen Ranzen hindurch, wünscht sich hinein und ist nun im Himmel.

Der lose Schmied.

Wöi (wie) der Hr. Jesus nuch mitn hl. Peita (Petrus) af der Welt imgonga is, sau's (sind sie) a (auch) in a Dorf kumma, wau's lata (lauter) reich Bauen gebn haut. Sie geihn von Huef zu Huef un begehrn a Herbig, un überoll schlogens ihnen d' Tuer voa (vor) der Nasen zou. Endle kummens a zu'n Schmied, der wor a lustiga Vuegl un niet hart (sehr) frum; haut's oba (aber) denna (dennoch) einlaua. Sie hom gessen un trunken, un wöi's fröich san afgstonden, so sogt der Hr. Jesus dem Schmied, er soll sie drei Dinga asbetn, oba a sein arme Seel niet vergessen un eppa (etwa) lata zeitliche Sochen begehrn, daß'n niet e mol der Teufel mögt huln (holen). „Dafür loß der Herr no mi (nur mich) sargen," sogt der Schmied, „un weilt's sua gout sad's (seid) und wollt's mie drei Wünsch derfüllen, so wünsch ich holt z'erst, daß ma Karstenbam (Kirschenbaum) dras (draußen) in Garten immafurt Karsten trägt, un wer affe (hinauf) steigt, nimma unte koa (kann), bis i's schoff (schaffe, zulasse). Offa (ferner) wünsch i, daß wer si'm mein Sessel dau (da) setzt, nimma afstehin koa, bis i's will. Un z'letzt soll koina as (aus) meina Schmiedtoschen kinna, wer e mol einkrochen

is." Der Hr. Jesus touts, wos er versprochen haut, un drauht (droht) 'n Schmied mit der Höll, weil er sua leichtfirti is, un geiht mit'n hl. Peita furt. Der Schmied lebt lusti zou, bis endle sein Zeit as is, daß er starben soll. Dou kinnt der Teufel in sein Stuben un sogt'n, daß er mit ihn in d' Höll geihn mouß. „No, weil's scho sain mouß," sagt der Schmied, „so will i mit enk (euch) geihn, oba (aber) sads so gout un steigt's dras af mein Karstenbam affe un reißt's Karsten o (ab), daß me af'n Weg wos z' essen hobn." Der goute Teufel steigt mie nix die nix afn Bam, pflockt Karsten un koa nimma unte. Dou locht'n der Schmied as un loßt'n Teufel af'n Bam sua long zoppeln, bis er'n verspricht, daß er'n nimma mitnehma will in d' Höll, er soll'n noa (nur) von Bam untelaua. Der Schmied lousst'n as un der Teufel geiht heim in d' Höll un erziehlt, woi's 'n ganga haut. Uiber a Weil kinnt a andera Teufel in d' Schmied un sogt'n, er sell noa glei mit ihn geihn un niet denken, daß ern a sua oanföien ko (anführen könne) woi 'n ersten. „Ho, ho," sogt der Schmied, „'s mou so niet glei san (gleich sein), wart's noa, bis i mi zomgricht (zusammengerichtet, zugerichtet) ho, setzt's enk dawal (dieweil) af'n Sessel durt." 's lousst si der Teufel a wieder oanschmiern, setzt si in Sessel

un koa nimma afftein, bis er'n, woi der vori (vorige), verſpricht, daß 'r aloinz hoim will in d' Höll. Woi der Teufel a wieder zum Luzifer kinnt un koin Schmied mitbringt, wird der böis, ſchändt (ſchilt) die Teufel as (aus) un ſogt: „Eiza (jetzt) will i ſelba geih'n und 'n Schmied bringa, mocht's noa (nur) d' Höllтür dawal (dieweil) af, bis i mit ihn kum." Der Luzifer kinnt zu'n Schmied un will'n glei oapocken un fortföien (fortführen). Der Schmied ſogt: „Och, Herr Luzifer, i wa (wäre) jo glei mit'n Teufeln ganga, wenn i mi niet gſchamt heit. Sogt's noa ſelbe, ob's niet a Schond is, wenn d' Leut ſchaua, daß mi der Teufel hult. I will jo rech gern in d' Höll geihn, oba, daß 's d' Leut niet ſehrn, ſo kreicht's dou in ma Schmiedtoſchen ein, i nim enk am Bugel (auf den Buckel) un trog end in d' Höll, dietz werd's a ſua möid ſau, un geſchehrn (geſchehen) koa enk a ner drin." Der Luzifer denkt, „'s iſt woua, as dere (dieſer) Schmiedtoſchen koa i, wenn i will, dei (die) behalt mi niet (hält mich nicht feſt)." Er kreicht ein, der Schmied nimmt'n am Bugel, un wöi er durch d' Wirkſtod geiht, nimmt er en'n Berlik (den größten Schmiedehammer) mit un marſchiert imma furt, den Weg zu der Höll, woi 'n der Luzifer as der Toſchen oaſogt (anſagt). Wöi's niet goua (gar)

weit von der Höll san, legt der Schmied d' Toschen af'n Stoa (Stein), nimmt sein Berlik un haut koziämmerle af'n Luzifer zou. Der schreit Zitter a Mord, will imma asse un koa niet. Oba der Schmied schert si nex drim, un wöi stirker der schreit, wöi stirker schlägt der draf lous. Endle, wöi der Schmied denkt, daß 'r gnoug haut (hat), mocht er d' Schmiedtoschen af un loßt 'n as. Der Luzifer springt, was er koa, af d' Höll zou, der Schmied mit'n Berlik nau. D' Teufel, wöi si'n Luzifer schreie heien (hören) un lafen sehrn (sehen), derschrecken un lafen in d' Höll; der Luzifer hinten dran un röift'n Teufeln, sie sellen noa gschwind hinter ihn d' Hölltür zoumachen, daß der Schmied niet nau eine koa. Ve (vor) Schrecken wissen döi niet, wan's 'n Riegel von der Hölltür hintoun hoben, un gschwind steckt ene (einer) sa (seine) longa Nosa statt'n Riegel für. Der Schmied denkt, weil's mi niet in d' Höll einlaua, sua geih i holt in Himmel. Er puscht (klopft) on der Himmelstür oa, un wöi der heili Peita zu der Tür nausseht un den lausen (losen) Schmied dras derblickt, will er 'd Tür wiede zouschlogen: oba der Schmied drängt si dazwischen ein un bittn hl. Peita, er möcht'n noa an Anblick eine schaue laua. Der hl. Peita laußt'n bißl ein un sogt, er sell sie glei

wieder assepocken (hinauspacken). Jo, wöi der Schmied emol drin is, wirft er san Schurzfell nieda, setzt si draf un sogt „eitza sitz i af mein Hob un Gout, i will sehrn, wer mi asse tout.“ Dou sitzt er nu imma: nu, ma Löiba (mein Lieber), wöi wer'n wir uns wunnern emol, wenn mie (wir) affe kumme un der Schmied wird nu durt sitzen.

Der Schmied und der Teufel.

Der Schmied ist durch sein lockeres Leben ganz arm geworden, geht in den Wald, sich an einen Baum zu hängen, aber ein Mann mit einem langen Bart, in der Hand ein großes Buch, tritt ihm entgegen und sagt „schreib deinen Namen dahinein, so soll dir's zehn Jahre lang wohlgehen, hernach bist du mein.“ „Wer bist du?“ fragt der Schmied. „Ich bin der Teufel.“ „Was kannst du?“ „Ich kann mich groß machen wie eine Tanne und klein wie eine Maus.“ „So tu's, daß ich's sehe.“ Der Teufel zeigt sich groß und klein, und der Schmied schreibt sich in das Buch. Von nun an hat dieser Geld im Ueberfluß, der Teufel kommt nach ein paar Jahren, ist zufrieden mit ihm und schenkt ihm einen ledernen Sack, mit der Eigenschaft, daß, was hineinkommt, nicht wieder

heraus kann, bis es der Schmied selbst herausholt. Nach zehn Jahren erscheint der Teufel, sein Eigentum wieder in Empfang zu nehmen. Der Schmied zeigt sich bereit, geht mit hinaus, verlangt aber, daß der Teufel, zum Beweis, daß er der rechte sei, sich in großer und kleiner Gestalt vor ihm zeige. Als er sich nun in eine Maus verwandelt, packt ihn der Schmied, steckt ihn in den Sack und prügelt ihn so gewaltig, daß er gern das Blatt mit des Schmieds Namen aus dem großen Buche ausreißen will, wenn er nur wieder von ihm aus dem Sack genommen wird. Voll Aerger geht er in die Hölle zurück, und der Schmied ist frei. Er lebt nun vergnügt, so lang Gott will. Als er krank wird und seinen Tod merkt, befiehlt er, daß ihm zwei gute lange spitze Nägel und ein Hammer mit in den Sarg gelegt werden. Als er drüben anlangt, klopft er an die Himmelstür, aber der Apostel Petrus will ihn nicht einlassen, weil er mit dem Teufel im Bunde gelebt habe. Der Schmied dreht sich um und geht nach der Hölle, aber der Teufel begehrt ihn nicht, er fange doch nur Spektakel an. Nun wird der Schmied bös und lärmt, ein Teufelchen wird neugierig und steckt die Nase ein wenig aus der Tür: der Schmied packt es geschwind daran und nagelt es mit dem einen seiner Nägel an das

Höllentor. Das Teufelchen kreischt wie ein Krautlöwe, es kommt ein zweites und guckt, das packt der Schmied beim Ohr, holt den andern Nagel und nagelt es bei das erste. Nun schreien die zwei so entsetzlich, daß der alte Teufel selbst gelaufen kommt: bei dem Anblick wird dieser so bös, daß er vor Bosheit zu weinen anfängt, zum lieben Gott läuft und ihn bittet, den Schmied zu sich zu nehmen: er nagle ihm die Teufel an den Nasen und Ohren an, daß er nicht mehr Herr in der Hölle sei. Will der liebe Gott und der Apostel Petrus den Teufel los werden, muß er den Schmied in den Himmel nehmen; da sitzt er nun in guter Ruhe.

Die drei Wünsche des Schmiedes.

Zu einem Schmied, der so arm geworden, daß er kein Eisen und keine Kohlen mehr hat, kommt ein Reiter und will das Pferd beschlagen haben; der Schmied sagt, er wolle nur erst im nächsten Dorf Kohlen und Eisen borgen. „Fehlt dir weiter nichts," sagt der Reiter, „so will ich dir bald geholfen haben, unterschreib nur dies Blatt mit deinem Blut." Der Schmied nimmt es ohne Umstände an, geht damit in die Stube, ritzt sich den Finger und unterschreibt. Als er wieder heraus-

kommt, ist der Hof voll von Eisen und Kohlen. Er beschlägt das Pferd, worauf der Mann wieder fortreitet, er aber bekommt große Kundschaft und wird bald wieder ein wohlhabender Mann. Darnach einmal reitet einer auf einem Esel herbei und läßt den beschlagen. Als es geschehen ist, sagt der Fremde „Geld habe ich nicht, aber wünsch dir drei Dinge, so sollen sie erfüllt werden." Nun wünscht sich der Schmied einen Stuhl, worin jeder, der sich hineinsetzt, sitzen bleibt, einen Birnbaum, von dem niemand, der hinaufgestiegen ist, ohne sein Geheiß wieder herab kann, und einen Sack mit ähnlicher Eigenschaft. Der Mann auf dem Pferd war der Teufel, der auf dem Esel aber der heilige Petrus gewesen. Wie jener nun kommt, das unterschriebene Blatt zeigt und den Schmied als sein Eigentum holen will, läßt dieser ihn auf den Stuhl niedersitzen und peitscht ihn, bis er zum Fenster hinausfliegt. Den zweiten Teufel lockt er auf den Birnbaum, den dritten in den Sack und jagt sie beide mit Schlägen fort. Als der Schmied merkt, daß sein Tod sich nähert, läßt er sich sein Schurzfell umbinden. Er klopft an das Höllentor, aber die Teufel wollen ihn nicht, er kommt vor den Himmel, der Apostel Petrus will ihn auch nicht, doch läßt er ihn hineinsehen. Da wirft der Schmied

sein Schurzfell in den Himmel, setzt sich darauf und sagt, er sitze auf seinem Eigentum, von dem ihn niemand vertreiben könne.

Die vier Wünsche des Grobschmieds.

Der hl. Christus und der hl. Petrus kehren bei einem Grobschmied ein. Das alte Weib desselben bewirtet sie nach ihren Kräften, dafür wünschen ihr die Scheidenden alles Gute und versprechen ihr das Himmelreich. Indessen will der hl. Christus dem Mann auch sich dankbar erzeigen und ihm vier Wünsche erfüllen. Nun wünscht sich der Schmied erstlich, daß von dem Birnbaum hinter seinem Hause niemand gegen seinen Willen herab könne, zweitens, daß von seinem Schmiedstock niemand, der darauf sitze, ohne seinen Willen aufstehen, und zum dritten, daß aus seinem alten Feuerrohr niemand ohne seinen Willen wieder heraus dürfe. Der hl. Petrus zürnt über diese Forderungen und hatte geglaubt, der Schmied werde sich das ewige Leben ausbitten; auf seine Ermahnungen wünscht sich dieser aber zum vierten, daß seine grüne Kappe ihm immer eigentümlich verbleibe und daß, wenn es sich darauf niedersetze, keine Gewalt ihn davon ver-

treiben könne. Als nun der Tod zu dem Schmied kommt, lockt er ihn auf den Baum und läßt ihn nicht eher herab, als bis er ihm noch zwanzig Jahre Frist verspricht. Das zweite Mal setzt er ihn auf den Schmiedstock und erhält noch einmal zwanzig Jahre. Zum drittenmal kommt der Teufel, den läßt er in das Feuerrohr fahren, hämmert ihn dann mit seinen Gesellen nach Herzenslust, so daß der Teufel schreiend verspricht, er wolle in Ewigkeit nichts mit dem Schmied zu schaffen haben. Endlich kommt der Schutzengel des Schmieds und führt ihn zur Hölle, der Teufel guckt aus dem Fensterlädlein, schlägt schnell zu und will nichts von ihm wissen. Nun gehn sie vor den Himmel, der hl. Petrus will aber den Schmied auch nicht einlassen. Dieser bittet „laß mich nur ein wenig hineinschauen, daß ich sehe, wie es drinnen zugeht." Kaum aber ist die Türe offen, so wirft er seine Kappe hinein, spricht „es ist mein Eigentum, ich muß sie holen." Drinnen aber setzt er sich auf die Kappe und bleibt nun im Himmel.

Der Schmied von Jüterbock.

Der fromme Schmied von Jüterbock trug einen schwarz und weißen Rock und hatte eines Abends

einen heiligen Mann gern und freudig geherbergt, der ihm vor der Abreise gestattete, drei Bitten zu tun. Er bittet erstlich, daß seinem Lieblingsstuhl hinter dem Ofen die Kraft eigen sei, jeden ungebetenen Gast auf sich festzuhalten, bis er selbst ihn loslasse. Zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Daraufsteigenden gleicherweise festhalte, drittens, daß aus seinem Kohlensack keiner herauskomme, den er nicht selbst befreie. Nach einiger Zeit kommt der Tod, gerät auf den Sessel und muß, wenn er herunter will, dem Schmied noch zehn Jahre schenken. Als diese Frist verlaufen ist, kommt der Tod wieder und steigt auf den Apfelbaum. Der Schmied ruft seine Gesellen herbei, die ihn mit Stangen jämmerlich zerschlagen. Diesmal wird er nur unter der Bedingung frei, daß er den Schmied ewig will leben lassen. Betrübt, glieder- und lendenlahm zieht der Tod ab, begegnet unterwegs dem Teufel und klagt dem sein Herzeleid, der ihn auslacht und meint, mit dem Schmied bald fertig zu werden. Der Schmied verweigert aber dem Teufel Nachtlager: wenigstens werde die Haustür nicht mehr geöffnet, er müsse denn zum Schlüsselloch einfahren. Das ist dem Teufel ein leichtes, allein der Schmied hatte den Kohlensack vorgehalten, bindet ihn zu, sobald der Teufel darin

ist, und läßt nun auf dem Amboß wacker zuschmieden. Als sie sich nach Herzenslust müde geklopft und gehämmert haben, wird der bearbeitete arme Teufel wieder befreit, muß aber zu demselben Loch hinaus seinen Weg nehmen, wodurch er hereingeschlüpft war.

Die drei törichten Wünsche.

Ein Mann lebt mit seiner Frau in großer Armut, und sie tun beide vielfache Gebete zu Gott um weltlichen Reichtum. Da schickt endlich Gott einen Engel herab, der ihn vermahnt, nicht um etwas zu bitten, das Gott ihm ebenso mit Recht versage, als er es andern gewähre. Der Mann aber läßt nicht ab „ich bete so lange," spricht er, „bis Gott Gnade an mir erzeugt und meinen Willen tut." Der Engel antwortet „da du weder dem obersten Gott noch mir glauben willst, so versuche dein Heil, bleibst du hernach arm, so bist du selbst schuld daran; dir sollen nämlich drei Wünsche gewährt sein (habe drier wünsche gewalt)." Der Mann geht zu seiner Frau und berät sich mit ihr, „was soll ich wünschen? einen Berg von Gold, oder einen Schrein voll Pfennige, die nicht abnehmen, wieviel ich davon brauche?" Die Frau verlangt einen Wunsch für

sich, „du hast genug an den zweine, du weißt wohl, daß ich meine Beine so viel darum gebogen, und Gott hat es sowohl meines als deines Gebets wegen gewährt." „Das ist billig, einer von den Wünschen sei dein" antwortete der Mann. Da spricht die Frau „so wünsch ich, daß ich das beste Gewand jetzt an meinem Leibe hätte, wie es noch an keinem Weibe in der Welt gesehen worden." Kaum hatte sie den Wunsch ausgesprochen, so ist er erfüllt. Der Mann wird aufgebracht darüber und ruft „so wollt ich, daß das Gewand in deinem Leib wäre!" Alsbald ist der Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Frau fängt an zu schreien und schreit mehr und mehr, daß die Bürger es hören und herbeigelaufen kommen. Sie zücken Messer und Schwert und drohen ihm den Tod, wenn er das Weib nicht wieder von der Qual befreie. Da spricht er „so wolle Gott, daß sie sanft von dem Ungemach erlöst werde und gesund sei wie vorher." Dieser dritte Wunsch geht nun auch in Erfüllung, und der Mann ist arm wie zuvor, und obgleich die Frau unrecht gehandelt hat, wird er doch ausgescholten und ihm die Schuld gegeben. Ja, er wird nun gehöhnt und aller Welt zum Spott, so daß er Gott um den Tod bittet und aus Kummer stirbt.

Die Wünsche der armen und der reichen Frau.

Vor alten Zeiten kamen der hl. Peter und der hl. Paulus abends spät in ein Dorf und baten vor einem Haus um Herberge. Aber der Mann war geizig und die Frau noch viel mehr, und sie wurden kurz abgewiesen. Nebenan wohnte ein Armer mit vielen Kindern, den jammerten die beiden Fremdlinge, und er ließ ihnen durch seine Frau sagen, sie möchten bei ihm einkehren und mit dem vorlieb nehmen, was Gott bescheren würde. Sie traten also in das kleine Haus ein und übernachteten darin. Den folgenden Morgen, als sie weiter ziehen wollten, sprach der hl. Paulus zu dem hl. Peter „dieser fromme Mann hat es gut gemeint und uns nach seinem Vermögen gut gehalten, wir sollten uns dankbar erweisen." Petrus rief also den Mann und die Frau und gab ihnen Gewalt, dreimal zu wünschen, was sie wollten, es sollte geschehen. Als die Heiligen fort waren, beratschlagten die Armen, was sie sich wünschen sollten, und wurden eins, sie sollten von Gott begehren erstlich, daß ihr armes Häuschen mit allem was darin wäre, von Stund an verbrenne, zweitens, daß ein neues an seine Stelle stehe, in dem, so lange

sie lebten, nichts von allem, dessen sie bedürftig wären, mangele, es sei Speise, Trank, Geld, Hausrat usw. Diese zwei Bitten wurden gleich erfüllt. Drittens baten sie, nach diesem Leben ewig im Himmelreich bei Gott zu sein. Ueber diese plötzliche Veränderung der Armut in Reichtum verwunderte und freute sich jedermann im Dorf, nur nicht der Geizige. Seine Frau sprach „führt das Wetter wieder einmal die beiden Alten hierher, so sollten sie sich an uns wenden: wir sind eines neuen Hauses eben so wert als die Bettler." Der Mann hatte dazu auch wohl Lust, wollte aber keine Unkosten daran wenden. Nicht lange darnach, als der Reiche mit seinen Knechten früh ins Holz gefahren war, kamen Petrus und Paulus wieder in das Dorf. Die Frau lief gleich auf sie zu und lud sie in ihr Haus. Die Heiligen sagten, daß sie diesmal hier nicht übernachten wollten, also keiner Herberge bedürften, aber die Frau nötigte sie herein, sie möchten doch einen Bissen bei ihr essen, damit sie ihren Weg desto besser vollbringen könnten. Wollten sie Ruhe haben, so mußten sie es annehmen. Nach der Mittagsmahlzeit dankten sie und sagten, wenn sie wiederkämen, wollten sie es miteinander vergleichen. Die Frau dachte „jene haben sie nur einmal gespeist und dafür ein neues Haus bekommen, ich aber soll

sie zweimal füttern, das ist mir ungelegen." Sie sprach also „liebe Freunde, wollt ihr etwas geben, so tut's, es ist mir jetzt so lieb als auf eine andere Zeit." Paulus sagt „Bruder Petrus, gib ihr auch dreier Wünsche Gewalt, wie der andern Frau, das ist es doch, was sie verlangt." Also tat es Petrus, und die Heiligen gingen fort. Kaum sind sie ihr aus den Augen, so wünscht sie, daß ihr Haus und all ihre Habe bis auf den Grund abbrenne, was sogleich geschieht. Indessen kommt ihr Mann über Feld herangefahren, und als er sieht, daß sein Haus in Flammen steht, läuft er herbei und ruft „Feuerjo, Feuerjo, liebe Freunde, helft löschen." Die Frau, zornig darüber, daß er löschen will, schreit „ei ruf, daß dir der Brand in Ars fahr!" Alsbald geschieht es, und zwei Wünsche sind angelegt. Der arme Mann mit dem Feuer im Hintern leidet große Pein: kein Löschen will helfen und niemand vermag den Brand herauszuziehen. Wollt ihn die Frau am Leben behalten, so mußte sie mit dem dritten und letzten Wunsch ihn wieder davon befreien.

So ging oft auf die Erde herab, die Herzen der Menschen zu prüfen. Es trägt sich zu, daß er zur Nachtzeit in schlechtem Gewand vor die Hütte einer Witwe kommt und als ein Unglücklicher und Verirrter Herberge begehrt. Die Frau bewirtet ihn freundlich und bereitet ihm eine Schlafstätte. So legt sich bald zur Ruhe, sie beleuchtet den Schlafenden mit der Lampe und sieht, daß er kein Hemd an hat, auch sein Kleid zerrissen ist. Da schließt sie ihren Kasten auf und schneidet aus grobem selbstgesponnenem Linnen ein neues Hemd, näht es die ganze Nacht hindurch und morgens früh reicht sie es dem Gast, welcher dankbar die Gabe annimmt und spricht „Gott lohne dir, was du an mir tust, wenn ich geschieden bin, dann müsse dein erstes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne sinkt." Als der Gast fort ist, will sie die Rolle Linnen wieder in den Kasten legen, und indem sie denkt, wie viel Ellen es noch sein könnten, beginnt sie an ihrem Arm zu messen, und die Rolle wickelt sich immer auf, ohne dünner zu werden, und so mißt sie bis die Sonne untergeht, da liegt die ganze Stube voll Linnen, und sie ist eine reiche Frau geworden. Dankbar und voll Freude erzählt sie ihrer Nachbarin von dem

Glück, das ihr widerfahren. Diese ist geizig und will desselben teilhaftig werden, darum stellt sie sich, die sonst niemals den Armen etwas gegeben, an ihre Haustür, um den fremden Gast, wenn er vorüberginge, einzuladen. Nicht lange, so kommt er, wird mit offenen Armen von ihr empfangen, köstlich bewirtet und morgens ihm ein feines Hemd angeboten statt des groben, das er an seinem Leib trägt. So dankt und verläßt das Haus mit denselben Worten, wie bei der ersten. Freundlich begleitet sie ihn eine Strecke und berechnet schon den unendlichen Reichtum, als sie in Gedanken an einen stehen gebliebenen Eimer stößt. Und weil gerade ihr Schwein grunzt, denkt sie „das Tier bekommt doch den Tag über mein Messen kein Futter, du willst ihm wenigstens das Wasser vorschütten." Aber sie gießt und kann nicht aufhören, der Eimer wird nicht leer und sie muß den langen Tag ewig Wasser gießen bis Sonnenuntergang, so daß die ganze Gegend überschwemmt wird und die Nachbarn spöttisch den Schaden vergütet haben wollen.

Die Habgierige.

Ein wandernder Handwerksbursch wird von einer reichen Frau, die er um eine Gabe anspricht, ab-

gewiesen und aus Spott zu einer armen Nachbarin geschickt. Diese nimmt ihn auf und wird bei der Abreise von ihm damit begabt, daß ihr erstes Beginnen gedeihen solle, solange sie nicht darin gestört werde. Die Arme mißt Leinwand und mißt immer zu, bis endlich die reiche Nachbarin zur Stube hineinschaut und die Menge Leinwand erblickt; da hört der Segen auf. Sie erfährt die Ursache und bittet, ihr den Handwerksgesellen zuzuweisen, wenn er wiederkehre. Ueber ein Jahr kommt der Wanderer wieder in das Dorf und kehrt bei der Armen ein, die ihn zwar gern aufnehmen will, aber ihm sagt, daß ihre reiche Nachbarin ihn beherbergen wolle, bei der er auch sich besser befinden werde. Er geht hin und wird übersorgfältig behandelt. Die Frau sucht das feinste Linnen aus, um es gleich zur Hand zu haben. Sie wird bei der Abreise von dem Wanderer ebenso wie die Arme begabt. Voll Begierde und um ungestört messen zu können, schließt sie die Haustüre ab, und begibt sich zuvor eilig auf den Abtritt. Hier aber muß sie sitzen bleiben und kann nicht aufhören, der Kot häuft sich auf, sie weiß sich nicht zu retten und schreit in der Not so laut um Hilfe, daß es endlich die arme Nachbarin hört, zum Fenster einsteigt und zu ihr kommt, worauf ein Stillstand eintritt.

Das Tier, das ein Königsohn war.

Ein Kaufmann will auf die Messe ziehen und fragt seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen solle. Die älteste will ein schönes Kleid, die zweite ein paar Schuhe, die dritte eine Rose. Die Rose zu verschaffen hält schwer, da es Winter ist. Die Leute, als er darnach fragt, antworten lachend, ob er glaube, daß Rosen im Schnee wüchsen. Das tut dem Kaufmann leid, weil die Jüngste sein liebstes Kind ist. Auf dem Rückweg gelangt er zu einem Schloß mit einem Garten, in welchem es halb Sommer und halb Winter ist; auf der einen Seite liegt ein tiefer Schnee, auf der andern ist es warm, alles blüht wie ein Frühjahr, und eine ganze Hecke von Rosen steht darin. Der Mann geht hinein, bricht eine ab und reitet wieder fort. Bald darauf hört er etwas hinter sich herschnauben, er blickt um und sieht mit Schrecken ein großes, schwarzes Tier, das ihm zuruft „gib mir meine Rose wieder oder du mußt sterben." Der Mann antwortet „laß mir die Rose, ich will sie meiner Tochter mitbringen, dem schönsten Mädchen von der Welt." „Meinetwegen," spricht das Tier, „aber gib sie mir auch zur Frau." „Ach ja," sagt der Mann, um das Tier los zu werden, und denkt „es wird doch nicht kom-

men, um sie zu holen;" aber es ruft noch hinter ihm nach „in acht Tagen komm ich und hole meine Braut." Der Kaufmann langt zu Haus an und bringt jeder Tochter das gewünschte. Nach einiger Zeit kommt das Tier und holt seine Braut mit Gewalt. Es bringt sie in das Schloß mit dem Sommer- und Wintergarten, wo alles gar schön und wunderbar ist; das Tier erzeigt sich freundlich und tut ihr alles zuliebe. Sie essen zusammen, und es will nicht essen, wenn sie ihm nicht vorlegt; so gewinnt sie es allmählich recht lieb. Einmal wünscht sie zu wissen, wie es daheim ihrem Vater und ihren Schwestern gehe. Das Tier führt sie vor einen Spiegel, da erblickt sie ihren Vater, wie er krank liegt aus Kummer über sie, und ihre Schwestern, die weinen. Das Herz wird ihr schwer und sie bittet das Tier nach Haus gehen zu dürfen. „Ja," sagt es, „doch versprich mir, in acht Tagen wieder hier zu sein." Das tut sie und eilt heim zu ihrem Vater, aber der Kummer hatte schon zu sehr an seinem Herzen gefressen, so daß er, nachdem er noch die Freude gehabt sie zu sehen, stirbt. Da trauert sie und weint, und als sie an das Tier denkt, sind längst acht Tage herum. Sie eilt ängstlich hin, wie sie ankommt, ist alles verändert, die Musik still, das Schloß ganz mit schwarzem

Flor behängt und der Sommergarten von Schnee bedeckt. Das Tier selbst ist fort, sie sucht es allerorten, aber sie kann es nicht finden. Voll Leid darüber geht sie in den Garten und sieht einen Haufen Kohlhäupter, die sind schon alt und faul. Sie legt sie herum und wie sie ein paar umgedreht hat, sieht sie ihr liebes Tier unten wie tot liegen. Sie lauft, schöpft Wasser und gießt das über es hin, da erholt es sich, springt auf und verliert seine alte Gestalt, so daß ein schöner Königssohn vor ihr steht. Nun ist alles in Freuden, der schwarze Flor wird abgerissen, die Musikanten spielen, der Sommergarten blüht wieder, und beide feiern ihre Hochzeit.

Der Rabe, der ein Königsohn war.

Eines Königs drei Töchter werden krank und um zu genesen, sollen sie Wildbret essen. Der Jäger wird in den Wald geschickt, kann aber nirgend ein Stück finden. Da sieht er zuletzt einen Raben, und weil er denkt „das ist auch Wildbret," legt er an, der Rabe aber ruft „Jäger, schieß nicht, denn wo du mir eine von den Königstöchtern versprichst, will ich dir Wild verschaffen, so viel du verlangst." Der Jäger geht und meldet es dem Könige, der

spricht „du kannst's dem Raben immer versprechen, gehalten braucht's doch nicht zu werden." Der Jäger verspricht also dem Raben die Königstochter, der ihm Wild herbeijagt, so viel er schießen will. Die drei Königstöchter essen davon und werden gesund. Es wird ein großes Fest angestellt. Abends, wie ein Fenster offen ist, kommt der Rabe herein und verlangt die versprochene Braut. Der König will sie nicht geben, doch sagt er endlich „ich will meine Töchter fragen, ob eine Lust hat, deine Frau zu werden." Die älteste und die zweite sagen nein, die jüngste sagt „ja, ich will mit dem Raben gehen, wenn mich meine Kammerfrau begleiten darf." Der Rabe willigt ein, nimmt die Königstochter unter den einen Flügel, die Kammerfrau unter den andern und bringt sie in ein prächtiges Schloß. In der Schlafkammer der Königstochter hängt ein Spiegel, darin kann sie alles sehen, was in ihrem heimatlichen Schloß geschieht, nur darf sie nicht die Kammerfrau hineinblicken lassen. Die Königstochter trägt darum allzeit den Schlüssel bei sich, einmal aber läßt sie ihn stecken, die Kammerfrau geht hinein und schaut in den Spiegel. Der Rabe zerreißt sie dafür und sagt zur Königstochter „nun mußt du fort, mußt sieben Jahre dienen und für sieben Mägde Arbeit tun." Und dann erzählt er

ihr noch, es würde eine alte Frau ihr begegnen, mit der müsse sie die Kleider tauschen, und dann würde sie an ein Haus kommen, und eine Frau werde herausschauen und sie schelten, aber sie solle nicht darauf achten. Hierauf zog er sich eine Feder aus, gab sie ihr und sprach „wenn dir eine Arbeit sauer wird, so nimm sie hervor und sprich: auf des Raben Geheiß soll es geschehen! und die Arbeit wird getan sein." Aber sie muß ihm auch Treue geloben. Nun geht sie fort, vertauscht ihre schönen Kleider mit den schlechten des alten Weibes und kommt vor das Haus, wo die böse Frau herausschaut. Die Königstochter bietet ihre Dienste an, jene antwortet „ich habe sieben Mägde gehabt, wie willst du mit deinen zarten Händen die Arbeit tun?" „O doch, ich will es versuchen." Zuerst soll sie einen Stall rein machen, aber bald hat sie Blasen in den Händen, da nimmt sie die Feder und spricht „auf des Raben Geheiß soll der Stall so rein sein, wie er es nie gewesen." Alsbald ist die Arbeit geschehen. So hat sie sieben Jahre da gedient, und was ihr zu schwer ward, mit Hilfe der Rabenfeder vollbracht. Diener und Knechte im Haus, die wegen ihrer großen Schönheit sich zu ihr drängten und sie plagten, hat sie geneckt. Einmal spricht der Kutscher, „darf ich heut Nacht zu dir kommen?"

„Ja," antwortet sie; als sie ihn aber kommen hört, holt sie die Feder und spricht „auf des Raben Geheiß soll er auf den Hof gehen und eine Stunde lang sich aus- und anziehen und dann kommen und für das Vergnügen danken." Wie sie alle nach der Reihe zu Narren gehalten hat, tun sie sich zusammen und wollen sie mit Ruten schlagen, aber sie nimmt die Feder und spricht „auf des Raben Geheiß sollen sie sich ausziehen und einander bis aufs Blut hauen und dann kommen und sich dafür bedanken." So hat sie Ruh, bis die sieben Jahre herum sind, da kommt ein Königssohn in aller Pracht gefahren und holt sie ab; das war der Rabe, dessen Verwünschung nun ihr Ende erreicht hatte.

Kürdchen Bingeling.

Kürdchen Bingeling hat an seiner Mutter Brust sieben Jahre getrunken, davon er so gewaltig groß geworden und so viel hat essen können, daß er nicht zu ersättigen ist; alle Menschen aber hat er gequält und genarrt. Nun versammelt sich die ganze Gemeinde, will ihn fangen und töten, er aber merkt's, setzt sich unter das Tor und sperrt den Weg, so daß ohne Hacken und Schippen kein Mensch durchkann und er ruhig weiter geht. Nun ist er in einem

andern Dorf, aber noch derselbe Schlingel, und da macht sich wieder die ganze Gemeinde auf, um ihn zu greifen, er aber, weil kein Tor da ist, das er verrammeln kann, springt in einen Brunnen. Jetzt stellt sich die Gemeinde herum und ratschlagt, sie beschließen endlich, ihm einen Mühlstein auf den Kopf zu werfen. Mit großer Mühe wird einer herbeigeholt und hinabgerollt. Wie sie meinen, er sei tot, kommt auf einmal der Kopf aus dem Brunnen, den hat er durch das Loch des Steines gesteckt, so daß dieser ihm auf den Schultern hängt, wobei er ruft „ach! was hab ich einen schönen Dütenkragen!" Wie sie das sehen, ratschlagen sie von neuem, und schicken dann hin und lassen ihre große Glocke aus dem Kirchturm holen, und werfen sie auf ihn hinab, die sollte ihn gewiß treffen. Wie sie aber meinen, er liege unten erschlagen, und gehen auseinander, kommt er auf einmal aus dem Brunnen gesprungen, hat die Glocke auf dem Haupt, ruft ganz freudig „ach! was eine schöne Bingelmütze!" und läuft davon.

Der König der Erdmännlein.

Ein mächtiger König hat drei schöne Töchter. Einmal, bei einem herrlichen Fest, gehen sie in den

Garten spazieren und kommen abends nicht wieder. Als sie am andern Tag auch noch ausbleiben, läßt sie der König durchs ganze Reich suchen, aber niemand kann sie finden. Da macht er bekannt, wer sie wiederbringe, solle eine zur Gemahlin haben und Reichtümer dazu für sein Lebelang. Viele ziehen aus, aber umsonst, zuletzt machen sich drei Ritter auf den Weg und wollen nicht ruhen, als bis es ihnen glückt. Sie geraten in einen großen Wald, wo sie den ganzen Tag hungrig und durstig fortreiten, endlich sehen sie in der Nacht ein Lichtlein, das sie zu einem prächtigen Schloß leitet, worin aber kein Mensch zu sehen ist. Weil sie so hungrig sind, suchen sie nach Speise, einer findet ein Stück Fleisch, es ist aber noch roh. Da spricht der jüngste „geht ihr beide und schafft einen Trank, ich will derweil das Fleisch braten." Also steckt er den Braten an einen Spieß, und wie er brützelt, steht auf einmal ein Erdmännchen neben ihm mit einem langen weißen Bart bis an die Knie und zittert an Händen und Füßen. „Laß mich beim Feuer meine Glieder wärmen," spricht es, „so will ich dafür den Braten wenden und mit Butter begießen." Der Ritter erlaubt ihm das, nun dreht es flink den Braten, aber so oft der Ritter wegsieht, steckt es seine Finger in die Bratpfanne und

leckt die warme Brühe auf. Der Ritter ertappt es ein paarmal und sagt, es sollt's bleiben lassen, aber das kleine Ding kann nicht und ist immer wieder mit dem Finger in der Pfanne. Da wird der Ritter zornig, faßt das Erdmännchen beim Bart und zaust es, daß es ein Zetergeschrei erhebt und fortläuft. Die zwei andern kommen indes mit Wein, den sie im Keller gefunden haben, und nun essen und trinken sie zusammen. Am andern Morgen suchen sie weiter und finden ein tiefes Loch, „darin," sagen sie, „müssen die Königstöchter verborgen sein," und losen, wer sich soll hinunterlassen, die beiden andern wollen dann den Strick halten. Das Los trifft den, welcher mit dem Erdmännchen zu tun gehabt hat. Es dauert lang, bis er auf den Grund kommt, und unten ist's stockfinster, da geht eine Türe auf, und das Erdmännchen, das er am Bart gezogen, kommt und spricht, „ich sollte dir vergelten, was du mir Böses getan, aber du erbarmst mich, ich bin der König der Erdmännlein, ich will dich aus der Höhle bringen, denn wenn du noch einen Augenblick länger bleibst, so ist's um dich geschehen." Der Ritter antwortet „sollt ich gleich Todes sterben, so geh ich nicht weg, bis ich weiß, ob die Königstöchter hier versteckt sind." Da spricht es „sie sind in diesem unterirdischen Stein von drei

Drachen bewacht. In der ersten Höhle sitzt die älteste und ein dreiköpfiger Drache neben ihr, jeden Mittag legt er seine Köpfe in ihren Schoß, da muß sie ihn lausen, bis er eingeschlafen ist. Vor der Türe hängt ein Korb, darin liegt eine Flöte, eine Rute und ein Schwert, und die drei Kronen der Königstöchter liegen auch darin, den Korb mußt du dir erst wegtragen und in Sicherheit bringen, dann fasse das Schwert, geh hinein und hau dem Drachen die Köpfe ab, aber alle drei auf einmal, verfehlst du einen, so wachsen alsbald die andern wieder, und es kann dich nichts mehr retten." Dann gibt er ihm auch eine Glocke, wenn er daran ziehe, wolle er ihm zu Hilfe eilen. Nach der ältesten erlöst er auch die zweite, die ein siebenköpfiger, und die dritte, die ein neunköpfiger Drache bewacht. Dann führt er sie zu dem Eimer, worin er herabgelassen war, und ruft seinen Gesellen zu, sie sollten wieder hinaufwinden. Also ziehen sie die drei Königstöchter nacheinander in die Höhe. Wie sie oben sind, werfen die zwei Treulosen das Seil hinunter und meinen, er solle in der Tiefe umkommen. Er zieht aber das Glöckchen, da erscheint das Erdmännchen und heißt ihn auf der Flöte pfeifen, und wie er das tut, kommen aus allen Ecken viel tausend Erdmännchen herbeigelaufen. Da heißt sie

ihr König eine Treppe für den Ritter machen, und sagt ihm, oben solle er nur mit der Rute aus dem Korbe auf die Erde schlagen. Also legen sich die kleinen Männer aufeinander und bilden eine Treppe, worauf der Ritter hinaufgeht, oben schlägt er mit der Rute, da sind sie alsbald wieder verschwunden.

Der tapfere Jüngling.

Ein Fischer soll die Fische liefern, die er schuldig ist, und kann keine fangen. Da kommt der Teufel und er verschreibt ihm für einen reichen Fischfang seinen Sohn. Am andern Tag führt er ihn hinaus auf eine Wiese, wo ihn der Teufel holen will, aber der Jüngling nimmt die Bibel mit, macht einen Kreis und setzt sich hinein, so daß der Böse sich ihm nicht nähern kann. Der Teufel heißt ihn die Bibel hinwerfen, aber er tut es nicht, da wirft der Teufel ihm den Stuhl um, so daß der Kreis zerbrochen wird und schleppt ihn in eine Ecke mit sich; aber jener läßt die Bibel doch nicht fallen, und der Böse muß endlich von ihm weichen. Der Jüngling geht fort und kommt in ein großes Haus, darin ist eine Stube, in der es niemand aushalten kann, er aber legt sich da schlafen. Nachts kommt

ein Diener ohne Kopf, der deutet ihm an, es sei eine verwünschte Königstochter in dem Haus, die solle er erlösen, das könne er aber, wenn er sich vor nichts fürchte. Bald kommen Gespenster, die kegeln und packen ihn, ballen ihn zusammen und nehmen ihn zur Kugel und werfen ihn nach den Kegeln. Wie's aber vorbei ist, erscheint ein Geist und bestreicht ihn mit Oel, und er ist wieder frisch wie vorher. Die zweite Nacht kommen die Gespenster abermals, werfen Ball mit ihm, daß ihm alle Glieder knacken und brechen, und wie sie aufhören, sagen sie, „morgen, wenn du noch da bist, sollst du in Oel gesotten werden." Aber er hat doch keine Furcht, und der gute Geist kommt und heilt ihn wieder. In der dritten Nacht machen die Gespenster ein großes Feuer an, setzen einen Kessel mit Oel darüber und sagen „wenn das siedet, so werfen wir dich hinein." Und über ein Weilchen, als es zwölf schlägt, sagen sie „jetzt ist's Zeit!" fassen ihn und werfen ihn nach dem Kessel, aber er fällt neben hin und aller Spuk ist vorbei. Es steht aber eine nackte Jungfrau neben ihm, die dankt ihm und sagt „ich bin eine Königstochter, du hast mich erlöst und sollst mein Gemahl werden." Da reist er fort, sie aber läßt sich überreden und verlobt sich mit einem andern, der eines Königs Sohn ist.

Der junge Fischer begegnet auf dem Weg zweien, die schlagen sich um einen Stiefel, wenn man den anzieht, macht man hundert Stunden mit einem Schritt. Da sagt er zu ihnen „den Streit will ich brechen, stellt euch gegeneinander, wem ich den Stiefel zuwerfe, der soll ihn haben." Sie drehen sich um, er aber zieht den Stiefel an, tut einen Schritt und ist hundert Stunden von ihnen weg. Ebenso erwirbt er einen unsichtbar machenden Mantel. Nun zieht er fort und kommt in die Stadt, wo die Königstochter eben ihre Hochzeit feiern will. Er geht mit seinem Mantel in das Zimmer und stellt sich hinter sie, niemand kann ihn aber sehen. Und wie sie essen will, hält er ihr die Hand, da erschrickt sie, blickt sich um, und er streift den Mantel ein wenig vom Kopf, so daß sie ihn erkennen kann. Da geht sie mit ihm hinaus, und er rät ihr, dem Königssohn zu sagen, wenn man den alten Schlüssel wieder gefunden, bedürfe man des neuen nicht.

Paracelsus und der Teufel.

Paracelsus geht einmal im Wald, als er seinen Namen rufen hört: die Stimme kommt aus einer Tanne, in welche der Teufel durch ein kleines

Zäpflein mit drei Kreuzen eingekerkert ist. Paracelsus verspricht ihn zu befreien, wenn er ihm eine Arznei verschaffe, die alle Kranken heile, und eine Tinktur, die alles in Gold verwandele. Der Teufel sagt ihm das zu, Paracelsus nimmt das Federmesser, faßt damit das Zäpflein und bringt es mit Mühe heraus. Ein häßliche schwarze Spinne kriecht hervor, die am Stamm hinunterlauft; aber kaum berührt sie den Boden, so verschwindet sie, und es richtet sich, wie aus der Erde steigend, ein langer hagerer Mann auf mit schielenden roten Augen in rotem Mantel. Er führt den Doktor auf einen hohen, überragenden Felsen, und mit einer Haselrute, die er unterwegs abgebrochen, schlägt er gegen das Gestein. Der Fels spaltet sich krachend in zwei Stücke und der Teufel verschwindet, bald tritt er wieder hervor und reicht dem Paracelsus zwei kleine Gläser, das gelbe enthielt die Goldtinktur, das weiße die Arznei. Dann schlägt er abermals an den Felsen, worauf dieser sich augenblicklich wieder zusammenschließt. Sie gehen nun beide zurück, der Teufel will gen Inspruck, den der ihn gebannt hatte, zu holen. Paracelsus hat Mitleiden mit dem Banner und denkt ihn zu retten. Wie sie wieder zu der Tanne gelangen, rühmt er den Teufel, daß es ihm möglich gewesen, sich in

eine Spinne zusammenzuziehen. Der Teufel spricht „ich will vor deinen Augen das Kunststück freiwillig machen," verschwindet und kriecht als Spinne in das bekannte Löchlein hinein. Blitzschnell drückt der Doktor das Zäpflein, das er noch in Händen behalten, wieder drauf, schlägt es mit einem Stein fest und kritzt mit seinem Messer drei frische Kreuze darüber. Wütend schüttelte der Teufel die Tanne wie ein Sturmwind, daß die Zapfen haufenweis auf Paracelsus herabprasseln, aber die Wut ist umsonst; er steckt fest und hat wenig Hoffnung loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden, und obschon er Tag und Nacht ruft, so wagt sich doch eben deshalb niemand in diese Gegend. Paracelsus fand die Fläschchen bewährt, und ward dadurch ein berühmter und angesehener Mann.

Der undankbare Ritter.

Ein Ritter wird arm und ist darüber traurig. Da fängt eine Natter, die lang im Winkel seiner Kammer gelebt hatte, zu sprechen an und sagt „gib mir alle Tage Milch und setze sie mir selbst her, so will ich dich reich machen." Der Ritter bringt ihr nun alle Tage die Milch, und in kurzer Zeit wird

er wieder reich. Des Ritters dumme Frau rät aber zum Tod der Natter, um der Schätze willen, die wohl in ihrem Lager sich fänden. Der Ritter nimmt also eine Schüssel Milch in die eine Hand, einen Hammer in die andere und bringt's der Natter, die schlüpft aus ihrer Höhle, sich daran zu erlaben. Wie sie nun trinkt, hebt er den Hammer, trifft sie aber nicht, sondern schlägt gewaltig in die Schüssel; worauf sie alsbald forteilt. Von dem Tag an nimmt er an Leib und Gut ab, wie er vorher daran zugenommen hat. Er bittet sie wieder um Gnade, aber sie spricht „meinst du, ich hätte den Schlag vergessen, den die Schüssel an meines Hauptes statt empfangen hat? zwischen uns ist kein Friede." Da bleibt der Ritter in Armut sein Lebelang.

Die Schlange.

Auf einem Bauernhof hatte die Tochter des Hauses das Geschäft, die Kühe auf dem Felde zu melken, welche sie deshalb gewöhnlich unter eine Schattenhütte oder in eine Scheune trieb. Als sie einmal melkte, kroch eine große Schlange unter den Dielen hervor. Das Mädchen füllte ein Tröglein, in welches sie oft Milch für die Katzen goß, mit Milch und stellte es der Schlange hin, welche es

völlig austrank. Dies wiederholte sie täglich, auch im Winter. Als das Mädchen Hochzeit hielt, und die Gäste fröhlich bei Tisch saßen, kam die Schlange unerwartet in die Stube und legte vor der Braut zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit eine kostbare Krone von Gold und Silber nieder.

Der Schlangenkönig.

In der Niederlausitz glaubt man, es gebe einen Wasserschlangenkönig, welcher eine Krone auf dem Haupte trage, die nicht nur an sich köstlich sei, sondern auch dem Besitzer große Reichtümer zuwende. Jemand wagt es und breitet an einem sonnigen Maitag vor dem Schlosse zu Lübenau auf einem grünen Platze ein großes weißes Tuch aus, denn der Schlangenkönig legte gern seine Krone auf reinliche weiße Sachen, um dann mit den andern Schlangen zu spielen. Kaum ist das Tuch gebreitet, so zeigt sich der König, legt seine Krone darauf und zieht dann mit den Schlangen fort zum Spiel. Jetzt kommt der Mann (zu Pferd, um schnell entfliehen zu können) leis herbei, faßt das Tuch, worauf die Krone sich befindet, an den vier Zipfeln und jagt fort. Er hört das durchdringende Pfeifen der Schlangen hinter sich, ent-

kommt aber durch die Schnelligkeit seines Rosses auf das Pflaster der Stadt. Bei dem Besitz der köstlichen Krone wird er bald steinreich.

Der Müller und die Schildkröte.

Der Müller schickt seine drei Söhne aus, wer das beste Pferd bringe, solle die Mühle haben. Der jüngste, der Dummling, begegnet einem grauen Männchen, dient ihm beim Holzhacken ein Jahr treu und ehrlich und erhält dafür das schönste Pferd. Die Brüder begegnen sich auf dem Heimweg, und da von jenen der eine ein blindes, der andere ein lahmes Pferd hat, packen sie den Dummling und stecken ihn in einen Kalkofen. Das graue Männchen kommt aber herzu, zieht ihn heraus und salbt ihn, so daß er Leben und Gesundheit wieder erhält; auch sein Pferd wird ihm wieder gegeben. Er kömmt damit zu dem Vater, dieser gibt ihm aber die Mühle doch nicht, sondern sagt, der solle sie haben, der ihm das beste Hemd bringe. Der Dummling erlangt das Hemd, die Brüder aber binden ihn an einen Baum und schießen ihn tot. Das graue Männchen bringt ihn wieder ins Leben, als er aber mit dem Hemd nach Haus kommt, haben seine Brüder dem Vater gesagt, er stehe mit

dem Teufel im Bund. Der Vater behauptet, sie müßten nochmals ausgehen, und wer das beste Brot heimbringe, solle die Mühle erhalten, denn über Brot habe der Teufel keine Gewalt. Dem Dummling begegnet im Wald ein altes Mütterchen, er teilt sein Essen mit ihr, und es gibt ihm dafür eine Wünschelrute. Den andern Tag, als er auf einer Brücke steht und hungrig ist, hält er die Wünschelrute über das Wasser, so kommt ein Schildkrötchen heran. „Was kann mir das helfen" denkt er, legt das Tierchen aber doch auf die Brückenmauer. Als er fort geht, ruft es ihm nach „nimm mich mit! nimm mich mit!" Er steckt's in die Tasche, als er hernach von ungefähr hineingreift, findet er ganze Geldrollen darin. Nun geht es ihm wohl, er hält das Schildkrötchen in Ehren, mietet sich in einem Wirtshaus die schönste Stube, legt es da in ein Bett und zieht fort, das beste Brot zu suchen. Nach einem Jahr kommt er zurück, ohne es gefunden zu haben; wie er nach dem Schildkrötchen sieht, so hat es zwei weiße schöne Füße bekommen. „Ei was ist das!" denkt er, deckt's aber warm zu. Eines Abends, als er so im Bett liegt und nachsinnt, wie er doch das Brot noch erlangen wolle, sieht er im Schatten, als stände da jemand und knetete Brot in einer Mulde. Nachts

träumt ihm, es wäre daraus das beste Brot geworden, und wie er am andern Morgen aufwacht, liegt auch wirklich das schönste Brot vor ihm. Er bringt es heim, und alle müssen ihm den Sieg zugestehen. Da kehrt er zu seinem Schildkrötchen zurück und sieht im Bette eine wunderschöne Königstochter liegen und das Schildkrötchen daneben. Sie sagt ihm, sie sei von ihrer Mutter verwünscht worden, und er habe sie erlöst. Darauf verspricht sie ihm, seine Gemahlin zu werden, aber zuvor müsse sie heim zu ihrem Vater. „Geh nur immer nach Haus," spricht sie, „wenn du den ersten Kanonenschuß hörst, so ziehe ich mich an, beim zweiten steige ich in den Wagen, beim dritten sieh dich um nach sechs weißen Pferden, damit komme ich gefahren." So trifft alles ein, sie halten Hochzeit und leben lange vergnügt. Da begegnet es ihm unglücklicherweise, daß er das Schildkrötchen, das die Königstochter sorgfältig aufbewahrt, ins Feuer fallen läßt, darüber wird sie so bös, daß sie ihm ins Gesicht spuckt. Er wird sehr traurig und geht gleich fort und gräbt sich fünfundzwanzig Klafter tief unter der Erde eine Höhle, darin will er sein Leben zubringen, und läßt die Inschrift darüber aushauen „hier unten soll mich niemand finden als Gott allein." So lebt er viele Jahre

im Gebet. Der alte König aber wird krank, zieht umher, sucht alle Aerzte und braucht alle Mittel, aber umsonst. Da kommt er zufällig zu dieser Höhle, und alsbald ist er gesund. Er sieht sich um, liest die Inschrift und läßt nachgraben, bis sie endlich zu der Höhle gelangen. Er will aber von unten nicht herauf, nur zu Gott will er; doch bewegt ihn der alte König endlich, daß er mit heraufsteigt. Da entdeckt sich's, daß es sein Schwiegersohn ist, er versöhnt ihn mit seiner Tochter und sie leben noch lange vergnügt.

Der Lügner.

Der König läßt bekannt machen, wer am besten zu lügen wisse, solle seine Tochter haben. Die Hofleute versuchen's nach der Reihe, machen's aber alle zu fein und können keine tüchtige, ungewaschene Lüge aufbringen. Da stellt sich ein armer Bauernjunge vor den Köng und erzählt „Herr König, in unserm Garten stand einmal ein Kohlkopf, der ward groß und immer größer, und fing an in die Höhe zu schießen, daß er endlich bis an den Himmel rührte. Daran stieg ich hinauf, um einmal in den Himmel zu sehen. Nun war eben das Himmelstor offen und ich sah eine solche Pracht und Herrlichkeit,

daß ich geradezu hineinspringen wollte, aber es fuhr mir vor der Nase zu, und ich blieb in den Wolken hangen. Ich ließ mich zwar an einem Strick herunter, aber der brach auf der Hälfte des Wegs, und ich fiel herab und gerade in einen Kieselstein, doch besann ich mich bald, lief heim, holte ein Beil und hieb mich wieder los." „Das heißt aufgeschnitten," sagte der König, „das sind ja die gröbsten Lügen, die ich mein Lebtag gehört habe." „Desto besser," antwortete der Bauer, „so ist eure Tochter mein." Dem König ward angst, und er gab ihm ein großes Stück Geld, um ihn los zu werden. Das war dem Bauer eben recht, denn er hatte schon gesehen, daß die Königstochter trübe Augen hatte und gewaltig häßlich war.

Der verzauberte Ungetreue.

Ein Bürgerssohn aus Brück in Sachsen geht unter die Schweden und liegt eine Zeitlang in einer schlesischen Stadt, wo er eine Liebschaft mit der schönen Tochter einer armen Witwe anfängt und sich mit ihr verlobt. Als er fortzieht und Mutter und Tochter mit Nachholung vertröstet, merkt jene, daß er es nicht aufrichtig meint und spricht „dein Bräutigam wird dich wohl sitzen lassen,

ich will ihn dafür zum Esel machen." Die Tochter antwortet „will er er so untreu handeln, so ist er nichts besseres wert." Der Reiter zieht fort, als er aber ein wenig nachreitet und an einen Strauch kommt, meint er, es sei Not, einmal abzusteigen; wie er aber abgestiegen ist, wird er alsbald zum Esel, bleibt auch bei seinem Pferde stehen. Nun kommen andere, behalten das Pferd und verkaufen den Esel einem Müller zum Sackträger. Aber er ist mutwillig und wirft alle Säcke herab, so daß ihn der Müller einem andern Müller verkauft, wo aber der Menschesel sich nicht frömmer verhält, ja er schreit einmal laut und schlägt aus, als der Müller mit der Magd scherzen will, und wird nun weiter und gerade in die Stadt verkauft, wo er zum Esel geworden war. Als er einst mit seinem Sacke an dem Hexenhause vorübergeht und eben Mutter und Tochter vor der Türe stehen, spricht diese „ei, Mutter, seht da unser Eselchen! könnte der nicht wieder zu einem Menschen werden?" „Ja," antwortet die Mutter, „wenn die Lilien blühen und er davon ißt, so kann es geschehen." Das hört der Esel, und als die Lilien blühen und in der Apotheke ein Topf damit angefüllt etwas hoch steht, wirft er im Vorbeigehen seinen Sack zur Erde, springt hinauf, erschnappt die Lilien und

wird alsbald wieder zum Menschen, steht aber nackend da.

Die lange Nase.

Drei Soldaten waren so alt und schwach, daß sie keine Libermilch mehr beißen konnten, da schickt sie der König fort, ohne ihnen ein Gehalt auszusetzen, also daß sie mußten betteln gehen. Sie kommen durch einen großen Wald. Abends legen sich zwei nieder, und der dritte muß Wache halten, damit sie nicht von den wilden Tieren im Schlaf zerrissen werden. Wie jener nun da steht, kommt ein klein Männchen in rotem Kleid und ruft „wer da?" „Gut Freund," antwortet der Soldat.„ Was für Gutfreund?" „Drei alte abgedankte Soldaten, die nichts mehr zu leben haben." Da schenkt ihm das Männlein einen Mantel, der sah alt aus, aber wenn man ihn umhängte und wünschte etwas, ging es in Erfüllung; doch soll er es seinen Kameraden erst bei Tag sagen. Ebenso erhält der zweite in der nächsten Nacht einen Beutel voll Geld, der nicht leer wird; der dritte in der folgenden ein Horn, wenn man darauf bläst, kommen alle Völker zusammen. Nun ziehen sie eine Zeitlang im Wohlleben umher, endlich wünschen sie sich ein Schloß

und dann einen Wagen mit drei Schimmeln. Wie das alles beisammen ist, fahren sie zu einem König, der nur eine Tochter hat, und geben sich für Königssöhne aus. Der eine spielt mit der Jungfrau, und als sie merkt, daß er einen Wunschbeutel hat, so macht sie ihn trunken, bis er einschläft; dann näht sie einen Beutel, der jenem ganz gleich sieht und vertauscht ihn damit. Am andern Morgen fahren sie wieder fort, und der Betrug kommt bald an den Tag. „Ach," ruft er, „nun sind wir arme Leute!" „Laß dir keine grauen Haare wachsen," spricht der andere, „den Beutel will ich bald wieder haben," hängt den Mantel um und wünscht sich in die Kammer der Königstochter. Die sitzt da und zählt Geld aus dem Beutel. Wie sie den Mann sieht, erschrickt sie gewaltig, schreit „Räuber! Räuber!" so daß der ganze Hof gelaufen kommt und ihn fangen will. In der Hast springt er zum Fenster hinaus und läßt den Mantel hangen; wie er nun wieder zu seinen Gesellen kommt, haben sie nur noch das Horn, doch damit wollen sie sich helfen. Es wird ein ganzes Heer zusammengeblasen, damit rücken sie in das Königreich und lassen dem König sagen, wenn er nicht den Beutel und Mantel herausgäbe, solle von seinem Schloß kein Stein auf dem andern bleiben. Der König redet seiner

Tochter zu, aber diese will erst List versuchen, zieht sich an wie ein armes Mädchen, nimmt einen Henkelkorb an den Arm und geht hinaus ins Lager, allerlei Getränk zu verkaufen; auch nimmt sie ihre Kammerjungfer als Begleiterin mit. Draußen fängt sie an zu singen, so schön, daß das ganze Heer zusammenlauft sie zu hören, und die Zelte leer werden; auch kommt der, welcher das Horn hat, herbei. Nun gibt sie der Kammerjungfer ein Zeichen, die schleicht sich in sein Zelt, nimmt das Horn und lauft ins Schloß. Mit dem Horn kann die Königstochter leicht das Heer überwältigen und hat alle drei Wunschdinge in ihrer Gewalt. Als die drei Kameraden wieder allein beisammen sind, spricht der, welcher den Beutel hatte, „wir müssen uns trennen, geht ihr dort hinaus, ich will hier hinausgehen." Also geht er allein, kommt in einen Wald und legt sich unter einen Baum schlafen; wie er wieder aufwacht, sieht er, daß es ein Apfelbaum ist voll prächtiger Früchte. Vor Hunger bricht er einen ab und ißt ihn dann und noch einen. Da fängt ihn seine Nase an zu wachsen, wächst und wird so lang, daß er nicht mehr aufstehen kann, und wächst durch den Wald und sechzig Meilen noch hinaus. Seine zwei Kameraden gehen aber in der Welt herum und suchen ihn, auf einmal

stößt der eine an etwas und tritt auf was weiches. „Ei," denkt er, „was soll das sein!" da regte es sich und war eine Nase. Sprechen sie „wir wollen der Nase nachgehen," und so kommen sie endlich in den Wald zu ihrem Kameraden, der liegt da, kann sich nicht rühren noch regen. Sie nehmen eine Stange, wickeln die Nase darum und wollen sie in die Höhe heben, aber es wird zu schwer. Da suchen sie im Wald einen Esel, darauf legen sie ihn und die lange Nase auf zwei Stangen und führen ihn fort; und wie sie ein Eckchen weit gezogen sind, ist die Last so groß, daß sie ruhen müssen. Da erblicken sie neben sich einen Baum mit schönen Birnen, und hinter dem Baum kommt das kleine rote Männchen hervor und sagt zu dem Langnasigen „iß eine von den Birnen, so fällt dir die Nase ab." Das tut er, und die lange Nase fällt ab, und er behält nicht mehr, als er zuvor hatte. Nun spricht das Männlein weiter „bereite ein Pulver von den Aepfeln und den Birnen, wer von jenem ißt, dem wächst die Nase, und wer von diesem ißt, dem fällt sie wieder ab. Hernach geh zur Königstochter und gib ihr erst von den Aepfeln und von dem Pulver, so wächst ihr die Nase noch zwanzigmal länger als dir; aber halte dich fest." Da folgt er dem Rat, geht als Gärtnerbursch an des Königs Hof und

sagt, er hätte Aepfel, wie in der Landschaft keine wüchsen. Die Königstochter kauft und ißt zwei mit Lust davon. Nun fängt ihr die Nase an zu wachsen, so stark, daß sie vom Sessel nicht aufstehen kann, sondern umfällt. Die Nase wächst aber sechzig Ellen um den Tisch, sechzig um ihren Schrank, hundert ums Schloß und noch zwanzig Meilen zur Stadt hinaus. Der König läßt ausschreiben, wer ihr helfen könne, der solle reich gemacht werden. Nun meldet sich der alte Soldat als Doktor und gibt ihr von dem Apfelpulver, da fängt die Nase von neuem an zu wachsen und wird noch zwanzigmal größer. Wie die Angst bei ihr auf dem höchsten Grad ist, gibt er ihr von dem Birnenpulver, da wird die Nase ein wenig kleiner. Aber am andern Morgen, um die Falsche recht in Not zu bringen, gibt er ihr wieder von dem Apfelpulver, so daß die Nase aufs neue wächst und sie vielmehr zunimmt, als sie gestern abgenommen hatte. Er spricht, sie müßte einmal etwas entwendet haben, wenn sie das nicht herausgäbe, helfe kein Rat. Sie will von nichts wissen, er droht ihr mit dem Tod, da sagt der König „gib Beutel, Mantel und Horn heraus, die du entwendet hast." Da muß die Kammerjungfer die drei Stücke holen, und wie sie der Arzt hat, gibt er der Königstochter von dem Birnen-

pulver die rechte Menge: alsbald fällt die Nase ab und 250 Männer müssen kommen und sie zerstücken. Er aber geht vergnügt mit seinen wiedererlangten Wunschdingen heim zu seinen Kameraden.

Das treue Mädchen.

Ein Mädchen war einmal in einem großen Wald mutterselig allein, da kommt ein Schwan gegangen, der gibt ihm ein Knauel Garn und spricht „ich bin ein verzauberter Königssohn, wenn du das Garn abwickelst, an dem ich fortfliege, so kannst du mich erlösen, aber hüte dich, daß es nicht entzwei bricht." Das Mädchen fängt an abzuwickeln, und der Schwan steigt in die Luft; es wickelt den ganzen Tag, so daß das Ende des Fadens schon zu sehen ist, da bleibt er unglücklicherweise an einem Dornstrauch hangen und bricht ab. Das Mädchen weint, und da es Nacht wird, gerät es in Angst, fängt an zu laufen und kommt endlich zu einem Haus, dessen Licht es hatte leuchten sehen. Es klopft an, ein altes Mütterchen tritt heraus, „ei, mein Kind," spricht es, „wo kommst du so spät her?" Es bittet um Brot und Herberge. „Das ist ein schwer Ding, mein Mann ist ein Menschenfresser, kommt der heim, so frißt er dich, und bleibst du im Wald,

so fressen dich die wilden Tiere: doch tritt ein, ich will sehen, ob ich dir durchhelfen kann." Sie gibt ihm ein wenig Brot und versteckt es unter das Bett. Vor Mitternacht, wenn die Sonne völlig untergegangen war, kam jedesmal der Menschenfresser nach Haus, vor Sonnenaufgang ging er wieder hinaus. Wie er eintritt, spricht er gleich „ich wittre, wittre Menschenfleisch!" greift unter das Bett und zieht das Mädchen hervor, „das ist noch ein guter Bissen!" „Ach," spricht die Frau, „heb dir's zum Frühstück auf, es ist doch nichts da." Er läßt sich überreden, und schläft ein. Vor Sonnenaufgang kommt die Alte zum Mädchen und spricht „eil dich und lauf fort, da schenk ich dir ein goldenes Spinnrädchen, ich heiße Sonne." Das Mädchen geht fort, den ganzen Tag bis zur Nacht, da kommt es an ein Haus, worin wieder eine Alte und ein Menschenfresser wohnt, und wo es wie am vorigen Abend hergeht. Beim Abschied gibt die Alte ihm eine goldene Spindel und spricht „ich heiße Mond". Am dritten Abend wiederum dasselbe Ereignis, die Alte schenkt ihm einen goldenen Haspel und spricht „ich heiße Stern". Dann sagt sie ihm auch, der König Schwan, obgleich das Garn nicht ganz abgewickelt worden, sei doch so weit erlöst, daß er seine menschliche Gestalt wieder erlangt

habe und in großer Herrlichkeit in seinem Reich auf dem Glasberg sitze, wo er sich verheiratet habe. Heut Abend werde es an den Glasberg kommen, aber ein Löwe und ein Drache liege davor, die solle es mit Brot und Speck besänftigen, welches sie ihm auch noch gibt. Nun geht das Mädchen fort, bis es zu dem Berg kommt, da wirft es den Ungeheuern das Brot und den Speck in den Rachen, damit sie es durchlassen; so langt es bis ans Schloßtor, aber das wollen ihm die Wächter nicht öffnen. Es setzt sich außen hin und spinnt auf dem goldnen Rädchen, die Königin sieht von oben zu und will das Rädchen haben. Das Mädchen verlangt dafür eine Nacht neben dem Schlafzimmer des Königs zubringen zu dürfen. Da singt es nun, als der König im Bett liegt,

„Denkt der König Schwan
nicht an seine versprochene Braut Julian?
Die ist gegangen durch Sonne, Mond und Stern,
durch Löwen und durch Drachen:
will der König Schwan denn gar nicht erwachen?"

Aber der König hört es nicht, weil ihm die listige Königin einen Schlaftrunk gemischt hatte. Das Mädchen gibt für die zweite Nacht seine Spindel und für die dritte seinen goldenen Haspel; weil es aber den Betrug gemerkt hat, so bittet es den

Diener, diesmal dem König den Schlaftrunk mit einem andern zu vertauschen. Als es nun wieder zu singen anfing, hörte es der König, erkennt die Stimme des Mädchens, und am andern Morgen läßt er sich von seiner bisherigen Gemahlin scheiden, schickt sie zu ihrem Vater zurück und vermählt sich mit dem treuen Mädchen, das ihn erlöst hat.

Die Königstochter und der Fuchs.

Ein König verirrt sich auf der Jagd, ein kleines weißes Männchen erscheint und zeigt ihm den Weg, wofür er diesem seine jüngste Tochter verspricht. „In acht Tagen," ruft es beim Abschied, „komm ich und hol meine Braut." Den König reut das in der Angst gegebene Versprechen, als der bestimmte Tag kommt, wird die Kuhhirtentochter, mit königlichen Kleidern angetan, in das königliche Zimmer gesetzt. Ein Fuchs kommt und spricht zu ihm „setz dich auf meinen rauhen Schwanz, hurleburlebutz! hinaus in den Wald." Das Mädchen folgt und der Fuchs trägt es auf seinem Schwanz hinaus. Wie sie auf einen grünen Platz kommen und die Sonne hübsch warm scheint, spricht er „steig ab und laus mich." Das Mädchen gehorcht. Bei der Arbeit spricht es „gestern um die Zeit war's

schöner im Wald." Wie bist du in den Wald gekommen" spricht der Fuchs. „Ei, da hab ich meinem Vater die Kühe gehütet." „Also bist du nicht die Königstochter! setz dich auf meinen rauhen Schwanz, hurleburlebutz! zurück in das Schloß!" Der Fuchs verlangt nun die rechte Braut vom König und will in acht Tagen wiederkommen. Sie geben ihm aber die verkleidete Gänsehirtentochter, doch die verrät sich auch beim Laufen, indem sie ausruft „wo mögen jetzt meine Gänse sein!" Sie muß wieder auf den Schwanz des Fuchses zurück, der droht dem König, wenn er nicht die rechte Braut in acht Tagen erhalte. Nun wird sie ihm aus Furcht gegeben. Draußen, als sie den Fuchs laufen muß, spricht sie „ich bin eines Königs Tochter und soll einen Fuchs laufen! säß ich jetzt daheim in meiner Kammer, könnte ich in meinem Garten die Blumen sehen!" Da erkennt der Fuchs, daß es die Königstochter ist und verwandelt sich in das weiße Männchen, bei dem muß sie in einer kleinen Hütte wohnen und den Haushalt führen; das Männchen tut ihr aber alles zuliebe. Einmal spricht es zu ihr, es würden drei weiße Tauben geflogen kommen, die mittelste solle es ergreifen und ihr den Kopf abschneiden, aber ja die mittelste. Das tut es, und alsbald verwandelt sich die Taube

in einen schönen Königssohn, der sagt, daß er durch Bezauberung sieben Jahre lang habe die menschliche Gestalt verlieren müssen und nur auf diese Art Erlösung erlangen können.

Der Tanzzauber.

Eine Königstochter vertanzt alle Nacht zwölf Paar Schuhe, jeden Morgen muß ein Schuster kommen und zwölf Paar neue anmessen, die abends abgeliefert werden; dazu hält er zwölf Gesellen. Niemand weiß, wie die Schuhe nachts zerrissen werden. Als eines Abends der jüngste von den Gesellen die Schuhe herbeiträgt und die Jungfrau gerade nicht in ihrer Kammer ist, denkt er „du mußt herausbringen, wie die Schuhe zerrissen werden" und legt sich unter ihr Bett. Nachts elf Uhr öffnet sich die Falltüre, es kommen elf Königstöchter herauf, die küssen sich einander, tun die neuen Schuhe an und steigen dann zusammen hinab. Der Gesell, der sich unsichtbar machen kann, geht nach: sie kommen an ein Wasser, wo sie ein Schiffer in seinen Kahn nimmt. Dieser klagt, daß das Schiff schwerer sei. „Ach" sagen die zwölf Jungfrauen, „wir haben doch nichts mitgenommen, kein Tuch, kein Päckchen." Sie landen und gehen in zwölf verschiedene Gärten,

jeder gehört einer davon; sie brechen die schönsten Blumen und schmücken sich damit. Nun gehen sie zu einem Schloß, wo zwölf Königsöhne sie empfangen und mit ihnen tanzen; alle sind lustig, nur eine nicht, die ist leidmütig. (Es ist als habe sie den schönen Schusterbuben gesehen und sich in ihn verliebt). Sie kehren wieder zurück, weil die Schuhe durchgetanzt sind. Oben werfen sie die zwölf Paar zum Fenster hinaus, wo schon ein ganzer Haufen Schuhe liegt. Der Gesell schleicht sich fort, am andern Morgen kommt der Meister und will der Königstochter die neuen Schuhe anmessen, sie liegt aber noch im Bett und heißt ihn wiederkommen. Als er wiederkommt, sagt sie, sie wolle keine Schuhe mehr, sie brauche nur ein Paar, das solle er ihr durch seinen jüngsten Gesellen schicken. Der aber sagt „ich gehe nicht, erst ist die Reihe am ältesten." Dieser putzt sich und geht hin, sie will ihn aber nicht, sondern den jüngsten. Der spricht wieder „ich gehe nicht eher, als bis es an mich kommt." So geht der zweite, dritte und alle einer nach dem andern hin, bis sie den elften auch zurückgeschickt hat. Da sagt der jüngste „soll ich hin, so geh ich wie ich da bin und ziehe keine bessere Kleider an." Wie er hinkommt, fällt sie ihm um den Hals und sagt „du hast mich von den elfen

erlöst, in deren Gewalt ich gewesen und von denen ich gepeinigt worden bin, ich liebe dich von Herzen, du sollst mein Gemahl werden."

Das Mädchen von Soest.

Et was mohl en Meken in Sauste (Soest), dat kneide sick alle Morgen, wenn de Lühe olle uidt de Kerke würen, für dat graute steinerne Herrgottsbild un behede. Da was dei Küster nigelig und gink mohl hinner dat Bild stohen. Da seh dat Meken

„o du graute, leiwe Gott von Sauste,
bescher mie doch usen Knecht, den Jausten (Jost)!"

Da seh dei Küster „Meken, du krigst en nu nig!" Da seh dat Meken „o du graute, leiwe Gott, so boit (beiß) mie doch nig!"

Wie heißt das Hausgesinde?

Aus welcher Gegend kommt ihr?" „Von Sonnenaufgang." „Wohin gedenkt ihr?" „Nach Sonnenniedergang." „In welches Reich?" „In die Heimat." „Wo ist die?" „Hundert Meilen ins Land hinein." „Wie heißest du?" „Springinsfeld grüßt mich die Welt, Ehrenwert heißt mein

Schwert, Zeitvertreib nennt sich mein Weib, Spätestagt ruft die Magd, Schlechtundrecht nennt sich der Knecht, Sausewind tauf ich mein Kind, Knochenfaul schalt ich den Gaul, Sporenklang heißt sein Gang, Höllenschlund lock ich den Hund, Wettermann kräht (heißt) mein Hahn, Hupfinsstroh heißt mein Floh. Nun kennst du mich mit Weib und Kind und allem meinem Hausgesind."

*

„Widewidewenne heißt meine Puthenne, Kannichtruhn heißt mein Huhn, Wackelschwanz heißt meine Gans, Schwarzundweiß heißt meine Geiß, Dreibein heißt mein Schwein, Wettermann heißt mein Hahn, Kunterbunt heißt mein Hund, Ehrenwert heißt mein Pferd, Gutemuh heißt meine Kuh, Guckheraus heißt mein Haus, Schlupfheraus heißt meine Maus, Wohlgetan heißt mein Mann, Sausewind heißt mein Kind, Sammettatz heißt meine Katz, Hüpfinsstroh heißt mein Floh, Leberecht heißt mein Knecht, Spätbetagt heißt meine Magd."

*

Unverzagt heißt meine Magd, Leberecht heißt mein Knecht, Schütteling heiß mein Kind, Zeitvertreib heißt mein Weib, Hinundher heißt mein Pferd, Ruhruh heißt meine Kuh, Jägerlein heißt

mein Schwein, Trippeltrappel heißt mein Schaf, Langhals heißt meine Gans, Kückelhahn heißt mein Hahn.

*

„Wie heißt der Wirt?" „Schmuckelbart, er steht vorm Spiegel, putzt seinen Bart." „Die Frau?" „Juckelpelz, sie steht hinterm Ofen und lauft ihren Pelz." „Der Koch?" „Smorlilus, er steht in der Küche und rührt sein Mus." „Der Soldat?" „Reicherheld, er sitzt im Wirtshaus und hat viel Geld." „Der Schreiber?" „Federkiel, der sitzt am Tisch und schreibt nicht viel." „Der Knecht?" „Kinkelwurst, er steht im Keller und löscht seinen Durst." „Die Tochter?" „Agnes, sie sitzt in der Kammer und macht die Käs." „Die Magd?" „Flederwisch, sie steht in der Stube und scheuert den Tisch." „Der Junge?" „Galgenstrick, er steht im Stall und streicht sein Vieh."

*

„Hebberecht so heet min Knecht, Snakfordan so heet min Man, Tiedvördrief so heet min Wif, Luusebung so heet min Jung."

*

„Bibberlein heißt mein armes Hühnelein, Entequentlein die Ente, Wackelschwänzlein die Gans,

Schmortopf das Schwein, Klipperbein die Ziege, Gutemuh die Kuh, Guckheraus das Haus, Kegelbahn der Mann, Goldenring das Kind, Hatergsagt die Magd, Haberecht der Knecht, Wettermann der Hahn, Hüpfinsstroh der Floh."

Der dumme Junge.

Et was mol en dummer Jungen, de däh jummer, wat em sine Möhme heiten hadde, men jummers unrecht. As he sick nu vermehet (vermietet) hadde, segde em sin Heer, he mög up't Feld gahn un säen und seggen dabie „alle Jahre hundertfältige Früchte!" He gänk hen, do gaimen da grade Luhe met ener Lieke (Leiche), do segde he „alle Jahre hundert!" As dat de Luhe hören, gaven se em wat drup. He quam to Huus un säe to de Möhme „o Möhme, wo hät mie gahen! ick heve dohn, wat mie min Heer heiten hät." Do sehde de Moder „häddest mötten seggen: sie ruhe in Frieden!" He gänk wedder hen, darup quam da en Filler her met en daut Pferd, do segde he wedder: „sie ruhe in Frieden!" De Filler verstand dat unrecht und gav em wat drup. He gäng wedder na Hues un klaget sine Möhme, da sä se „du hättest müssen sagen: weg mit dem Aas!" He gäng up en ander-

mal wedder up't Feld, as da grade Hochtitsluhe herkeimen, do fänk he an „weg met dat Aas!" Se prugelnt en dugent (tüchtig) dur. „O Möhme," säg he wedder, „wo ist mie gahen" un vertelde. Se säg „hätteſt müſſen ſagen: hier iſt Luſt und Freude." He gänk hen, up ſinen Wege säh he, dat en Hues brenne, do fänk he wedder an „hier iſt Luſt und Freude!" Do kregens her un prügeln en, do he dat ſine Moder klaget hadde, säe ſe: „hätteſt müſſen einen Eimer voll Waſſer nehmen und ausgießen helfen." Do dachte he, as he da bie de Immenkörbe kam, an den Emmer mit Water un gütt ſe daut. De Herr van de Immen nahm en Stoek un fegede em, dat he leip. „O Möhme, wo ſchlecht iſt mie gahen." Se säe: „hätteſt müſſen ſagen: gib mir was mit." Do quam he mol bie enen Kohſtall vorbie, de wurde juſte utemiſtet, do nahm he ſinen Petzel af un säe „giv mie wat met."

Die Faulen.

Drei faule Geſellen ſtellten miteinander eine Wette an, wer unter ihnen der faulſte wäre. Der erſte ſprach „wenn man mir das Eſſen auf den Tiſch ſetzte, ich möchte nicht eſſen." Der andere

„und wenn man mir's in den Mund steckte und kaute mir's, ich möchte es nicht hinunterschlucken." Der dritte wollte vor Faulheit kaum den Mund auftun und sprach gleichwohl „ach wie mögt ihr reden!" und dieser behielt, wie billig, das Gewett.

*

Drei faule Mädchen sitzen unter einem Nußbaum, das erste spricht, „wenn auch alle die reifen Nüsse herabfielen, ich möchte kein Reis schütteln." Das zweite, „wenn sie auch da lägen, wer wollte sie aufklauben?" Das dritte, „ach, wer mag davon reden."

*

Ein menschliches Faultier hatte drei Söhne und erklärte in seinem letzten Willen denjenigen zum Haupterben, welcher der trägste sein würde. Nach des Vaters frühem Tod werden sie vor Gericht geladen und wegen der Faulheit ins Verhör genommen. Der erste gestand, daß wenn sein Fuß auch auf glühenden Kohlen läge, er ihn nicht einmal zurückziehen würde; der zweite erklärte, daß er auf der Leiter, welche zum Galgen führt, stehen bleiben und selbst den Strang am Halse nicht abschneiden würde und zwar bloß darum, weil er

zu träg wäre, ein Messer aus der Tasche hervor zu holen. Der dritte gab vor, daß er zu träge wäre, die Augen zu schließen, geschweige die Hand vorzuhalten, wenn es Nadeln regnete und er auf dem Rücken läge.

Die Fleißige.

Ein junger Mann besuchte drei Schwestern und fand ihre Wocken voll Flachs. Heimlich steckte er einen Schlüssel in den Flachsüberzug der ältesten und fand ihn am folgenden Tage im Flachs wieder. Ebenso ging's ihm bei der zweiten. Die dritte aber sagte ihm am nächsten Tage, „se hebben eeren Slötel in minen Wocken steeken laten." „Du bist die rechte" sprach er und nahm die Fleißige zur Frau.

Dat graute Dinges.

Ick gink mol spatzeiern, da kam ick in grauten Wald, do entmode mie (begegnete mir) so en graut Dinges, dat hadde so en langen, langen Stert, de schlörde wall tegen Ellen da hinner her, da was ick so wellmök (mutwillig) un pecke an den dicken Tost Hore un leit der mie so hinnerher

ſchlüren. Dat dürde nich lange, da keimen wie an en graut Schlot, da gink dat Dinges herinner, ick ſeg nie (nicht) mol, wat et bleif, et gink dür ſo vele Zimmers un ſchlürde mick in olle Ecken herümer, dat olle de Brudlacken (Spinngewebe) an mie ſitten bleiben. Up einmol bleif ick in eine Ecke hangen, un oſe ick toſach, do hadde ick en grauten Toſt Hore in de Hand, de hadde ick den Dinges utritten, da leh ick ſei ſo gigen mie un bleif do ſitten, un de Dören wören up einmol olle ümme mick tau, un ick wuſte nie, wo dat Ding bliefwen was. Up einmol ſtund do ſo'n klein Männeken fur mie, dat ſegde „guten Obend!" Da ſeh ick „grauten Dank!" „Worümme küm gi hie her?" Ick ſeh „für min Plaſeier." Da ſeh dat Männeken „wat he gi anrichtet, gi hewet uſen Heren de Macht benumen." „Ick?" ſeh ick, „et wulle gor nie nohegiwen, da hewe ick en betten von Schwanz utrieten." „Dat wert mol en Unglücke beduen, et liegt do un randeirt (ringt) mit den Liewen, et wille olle Fingerlank verrecken." „Wat ſchert mie den dat, ick wull ment, dat ick ut duſen Dinges weder heruter würe." Da ſeh dat Männeken „ick ſin Künig von ſoßtein Twergen, wat gifſt du mie, wenn ick die wedder herut bringen lote? Sei ſind olle up Scholen weſt un hewet olles dur

ſtudeiert." Da ſeh ick „mine Möhme hät ne Koh un ick hewe ne Siee (Ziege), eint von den Deilen ſalſt du hewen." Da gingen acht Twerge mit mie, oſe wie fur die Döre keimen, da lag do en grauten Hund, do macken ſei en Stock von Höppertänen (Froſchzähnen), da ſchlögen ſei em einmol up de Schnute, dat hei wit trüge ſtauf (zurück ſtob, fuhr). Da gingen wie ne ganze Ecke Wegs, da keimen wie an en graut Water, da mackten de Twerge en Seil, un dat was macket von Frugenbart (Frauenbart) und Fiſchhaare, un da tröken ſei mie mit heröwer. Da gingen wie olltied dür den grauten Wald, un ſei wüſten ackrot (akkurat), wo ick mit den Dinges her ſchlürt was. Up den ſülvigen Weg was ick bis für miner Möhme Dör, da vertellde ick ur, wo ick weſt was. Da gaf ſei mie de Siee, da ſette ick de Twerge na de Rige up, de gröteſten eiſt, bis to leſt den kleneſten, do ſeyten ſei na der Rige oſe Oergelpipen, und da gaf ick der Siee en Schub, dat ſei da hinnen hönne ſtauf, un ick hewe ſei min lewe Dage nie wier ſeien.

Der Fuhrmann, der alles besser weiß.

Es war vorzeiten ein Fuhrmann, Hans Pfriem genannt, ein seltsam wunderlicher alter Kunde, der seines Kopfs war: meinte, jedermann müsse sich nach ihm richten, er aber nach niemand. Nun weil der Hans Pfriem so gar unerträglich und unruhig, ja so gar überklug war, bedurfte man seiner im Paradies nicht, und ward verboten, wenn er stürbe, ihn einzulassen. Er stirbt aber und flickt sich hinein wie er kann, ehe man's innen wird. Da man ihn heraustreiben will, gibt er gute Worte, sagt zu, er wolle fromm sein; man läßt es geschehen. Bald aber im Nu, da er allerlei sieht, wie man handelt im Paradies, da es alles auf besonders himmlische Weise zugeht, dessen er nichts verstehen noch in seinen Kopf bringen kann, wird er in sich selbst unwillig und wünscht schier, er wäre nie hinein kommen. Denn es tut solchen Leuten faul (sie werden ärgerlich), wenn sie Köpflein nicht brauchen sollen (es nicht nach ihrem Kopf geht). Gleichwohl verbeißt er des Dinges viel und läßt sich nichts merken, ohne daß er mit sich selbst wundert, wenn er siehet, wie die Jungfräulein in Stuben Wasser schöpfen: etliche tragen es in alte löcherige Fässer,

die, obgleich es raus läuft, doch allezeit voll bleiben; das kann er nicht verstehen, ist ihm gar seltsam Ding. Dergleichen er sonsten viel mehr siehet und darf es doch nicht tadeln. Eines Males sieht er sie mit einem langen Zimmer (gezimmerten Balken), das sie auf den Achseln tragen, zu einem Gäßlein zu, da sie die Quer mit dem Holze hindurch wollen. Das möchte ihm den Tod tun, doch darf es nicht schnappen lassen. Endlich stößt er auf einen Fuhrmann, der mit Pferd und Wagen im tiefsten Schlamm in einem Pfuhl steckte, konnte weder hinter sich noch vor sich: spannte die Pferde zwei hinten und zwei vorne an und hieb darauf. Das konnte Hans Pfriem nicht vertragen, weil es seines Handwerks war: schreit zum Fuhrmann ungestümlich ein und straft ihn wegen des närrischen Vornehmens, als er meinte: hieß ihn die Pferde zusammen spannen und antreiben; das brach ihm den Hals. Denn alsbald es kund wird, daß er den Vertrag gebrochen und seiner Zusage vergessen hätte, schickte man eilend hin und läßt ihn erinnern, daß er das Paradies räume. Da wird er erstlich verzagt, faßt aber hurtig einen Mut und erkühnet: wird frech und trotzig wider aller der Heiligen Seelen, die ihn hinauszuweisen an ihn treffen. Rückt sämtlichen und sonderlichen ihre Gebrechen

auf, damit sie auf der Welt beschrien waren: dem seligen Schächer, so zu der Seiten Christi gekreuzigt ward, wirft er den Galgen vor, der Maria Magdalena ihre Unzucht und die sieben Teufel, Zachäo seine Untreue, Diebstahl und Finanzerei, St. Petro sein Verleugnen, schwören und Meineid und anderes, St. Paulo seine Verfolgung und Gotteslästerung, Moysi seinen Unglauben und Zweifel, dadurch er das gelobte Land verscherzet, ja auch sein Grab, das Gott nicht hat wollen wissen lassen. Mit solcher Weise schützt sich Hans Pfriem und macht aller Heiligen Stimmen an ihm zu schanden, so daß ihr keiner vermag, ihn auszutreiben, sintemal sie alle selbst große Sünder, sowohl als Hans Pfriem sich bekennet, gewesen waren. Wie tun sie ihm aber? sie schicken die unschuldigen Kinder an ihn, die Herodes ermordet hatte, als sie in kindlicher Unschuld wären und aller begangenen Sünden frei. Die weiß Hans Pfriem nichts zu zeihen, aber damit er sich noch schütze auch vor ihnen, erdenkt er geschwinde den Rank und teilt ihnen Pfefferkuchen aus, Aepfel, damit man die Kinder beschweigt, und führt sie hernach mit sich hinaus spazieren, da er ihnen Aepfel und Birn unter ander Obst schüttelt, mit ihnen spielt und kurzweilt, daß sie also vergessen ihn auszutreiben.

Der Fuchs sieht den Krebs im Grase liegen und spottet seines langsamen Ganges „wann wollt ihr über die Wiese kommen? Ihr könnt besser rückwärts als vorwärts gehen.“ Der Krebs antwortet stolz, er könne besser als die Götter laufen, und bietet ihm einen Wettlauf von einer Meile an, von Lune bis Toskan. Der Fuchs willigt ein, und es wird ein Pfand gesetzt. Der Krebs will etwas voraus geben und hinter dem Fuchs laufen. Dieser kehrt ihm also den Hinterteil zu, und der Krebs packt seinen Gegner, ohne daß dieser es merkt, mit der Schere an den Schwanz. Der Fuchs läuft was er kann, und als er am Ziel angelangt ist, kehrt er sich um und ruft „wo ist nun der Krebs?“ Dieser, der vor ihm steht, antwortet „da bin ich, wie seid Ihr so langsam gelaufen!“ Damit hat der Fuchs die Wette verloren.

*

Der Fuchs kommt zu einem Teich und will trinken. Ein Frosch quakt ihn an und der Fuchs droht, „geh weg, oder ich verschlinge dich.“ „Nicht so hochmütig,“ erwidert der Frosch, „ich bin hurtiger als du.“ Der Fuchs lacht ihn aus und spricht

„wir wollen in die Stadt laufen, da wird es sich zeigen." Der Fuchs kehrt sich um und der Frosch springt in seinen Schwanz. Reinhart fängt nun an zu laufen, als er nahe beim Tor ist, dreht er sich um und will sehen, ob der Frosch nachkomme: in dem Augenblick springt dieser von dem Schwanz herab und in das Tor hinein. Als der Fuchs sich wieder umgekehrt hat und in das Tor kommt, sitzt der Frosch schon am Ziel und ruft ihm zu „bist du endlich da? ich bin schon auf dem Heimweg und dachte, du würdest gar nicht kommen."

Das kurze Märchen.

Hühnchen findet ein Schlüsselchen im Mist und Hähnchen findet ein Kästchen. Es wird aufgeschlossen, und es liegt darin ein kleines, kurzes rotseidenes Pelzchen. Wäre das Pelzchen länger gewesen, so wäre auch das Märchen länger geworden.

Von der Mutter Gottes und vom Herrgott.

Alle Freitage geht die Mutter Gottes durch das Fegfeuer, dann kommen die armen Seelen und

küssen den Saum ihres Kleides und weinen so viel auf den Schlepp desselben, daß er ganz naß wird. Darum scheint am Sonnabend immer einmal die Sonne, damit er wieder trockne. Um die Zeit, wann Maria übers Gebirge geht, wächst reichlich eine Art kleiner Blumen, die heißen Muttergottespantöffelchen, weil sie damit über das Gebirge geschritten ist. Gott schauet alle Jahre dreimal vom Himmel herab, wen er dann müßig sitzen sieht, der kann auch müßig sitzen, so lange er lebt, er hat doch etwas zu leben und braucht nicht für den kommenden Tag zu sorgen: wer aber gerade arbeitet, der muß auch sein Lebtage arbeiten. Darum sagt man „wo einen unser Herr Gott bei sieht, da läßt er einen auch bei."

Die Laus.

Es war einmal eine Königstochter, die war so reinlich, daß es gewiß keine reinlichere auf der Welt gab: sie duldete nicht den kleinsten Schmutz oder Flecken an sich. Doch ihrer Reinlichkeit zum Trotz geschah es, daß man zu einer Zeit eine Laus auf ihrem Kopfe fand. Ein jeder rief „das ist ein großes Wunder, die Laus darf nicht getötet, sie muß mit Milch groß gefüttert werden;" sie ward also

mit Sorgfalt herabgenommen. Von der guten Nahrung wuchs sie und ward viel größer, als sonst wohl eine Laus wird, ja am Ende so groß wie ein Kalb. Als sie gestorben war, ließ ihr die Königstochter das Fell abziehen, gerben und zubereiten, und sich ein Kleid daraus machen. Kam nun ein Freier, so gab sie ihm auf zu raten, von welchem Tier das Fell wäre, das sie zum Kleid trage. Da aber keiner so glücklich war, es herauszubringen, so mußten sie nacheinander wieder abziehen. Endlich aber kam einer doch hinter das Geheimnis.

BOUND BY
HNM

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 059729845